Russland: 375,- RUB Katar: 18,29 QAR Vatikanstadt: 6,66 EUR Remagen: 2,40 EUR Strullendorf: 3,80 EUR Bamberg: gratis

Ausgabe 73
9. Dezember 2010 // Jahrgang 15

OTTFRIED.

Die Bamberger Studierendenzeitschrift

12 % mehr Inhalt

MITMACHEN Unsere neue Webseite baut auf euch. *Seite 6*

ANLACHEN Der NICHTLUSTIG-Autor ist DOCHLUSTIG. *Seite 28*

AUFSPÜREN Wer findet den Ghostscheißer? *Seite 32*

Jetzt wird´s eng!

So viele waren es noch nie: Mehr als 10 000 Studierende übervölkern Bamberg. Die Uni-Leitung frohlockt, die Stadt gerät an ihre Grenzen. *Seite 8*

Wir füllen das Ganze mit Konsistenz.

OTTFRIED.
Die Bamberger Studierendenzeitschrift

Wie entsteht eine Zeitschrift?
Bis zur fertigen Ausgabe braucht es viele Schritte und Mitarbeiter. Themen und Ideen suchen, Anzeigen akquirieren, Interviews führen, Fragen stellen. Dann schreiben, redigieren und wieder neu schreiben. Layouten, über Bilder und Grafiken nachdenken, fotografieren. Bei Gelingen ein Bier trinken. So sieht der Alltag bei **Ottfried** aus.
Und dazu: Filmen, O-Töne einfangen und Ottfried.de auf dem neuesten Stand halten.

Wenn du interessiert am Journalismus bist, Lust auf kreative Arbeit hast und gerne nette Leute kennen lernen willst, dann mach mit. Bei Ottfried. Gerne kannst du auch einfach nur für unsere Titelseite als Model posieren.

In dieser Ausgabe

Potpourri

Meldungen 5

Das neue Ottfried.de 6

Titel

Studierende übervölkern Bamberg 8

Immer noch wohnungslos 9

Kein Platz im Hörsaal 11

Studium

Bachelor-Bestandsaufnahme 12

Selbstverschuldeter Leistungsdruck 13

Master dürfen nicht Hiwi sein 14

Bald wieder 500 Euro? 15

Ein Jahr nach der Uni-Besetzung 16

Leben

Mensa-Check 18

Schwertfechten für Anfänger 19

Reportage aus Palästina 20

Weihnachtsgeschenke selber basteln 22

Auch Russland fürchtet den Islam 24

Schwule in Bamberg 26

Kultur

Dem DJ aufs Pult geschaut 27

Joscha Sauer im Interview 28

Vögel ohne Ende 29

Bambergs Schreiberlinge 30

Tipps aus der Redaktion 31

Das Letzte

Der Ghostscheißer geht um 32

Die Rückkehr des Schwamms 34

Comic: Charakterbildung 35

Mörderisches Ritual

Woche für Woche treffen sich Palästinenser und Israelis auf der Straße, schießen in die Luft, rütteln die Polizei auf und gehen wieder nach Hause.

20

Schatzjäger

Mehr als ein Jahr nach der Zwangsräumung kehren die Archäologen ins Schwammhaus zurück, um Schätze aus längst vergangenen Zeiten zu bergen.

34

OTTFRIED.DE

Deutsche Journalisten in Italien

Kolumne: Zwischen 0 und 6 Uhr

Bandportrait: Charlotte

Eine Frage, 30 Sekunden

Unsere neue Video-Serie! In der ersten Folge gehen wir der Frage nach, wieso jedes Buch der Unibibliothek auf Seite 97 gestempelt ist.

Editorial

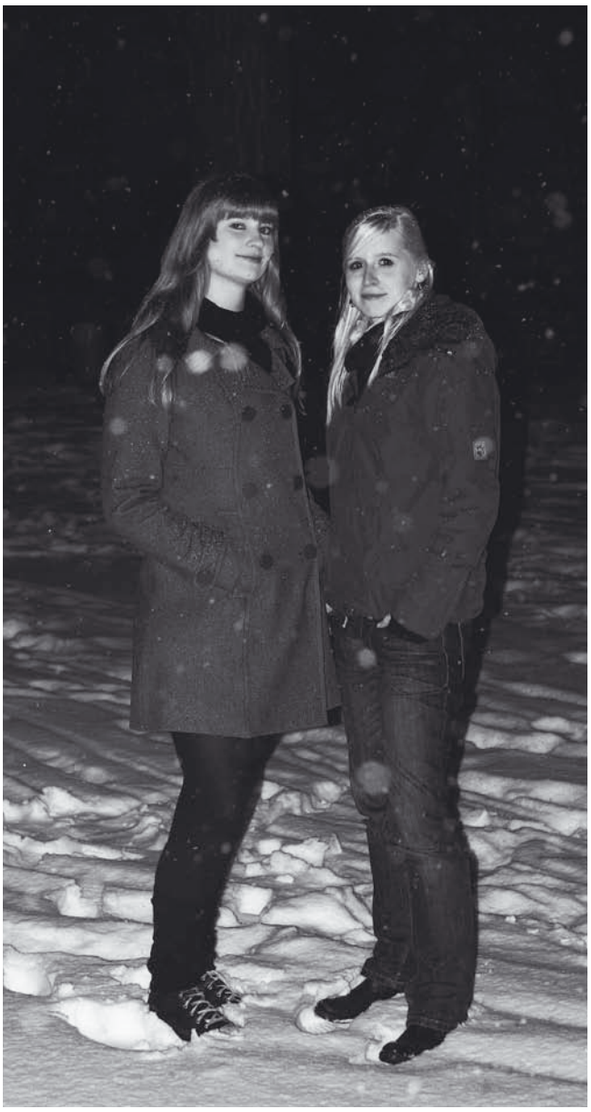
Liebe Leser,

ihr haltet in euren Händen eine Zeitschrift der Komparative: Der Ottfried 73 ist kompakter, bunter, umfangreicher! Nicht nur in gedruckter Form haben wir uns weiterentwickelt, auch online hat sich viel getan. Einen ersten Eindruck bekommt ihr auf Seite 6-7.
Auch die Studiensituation verändert sich, aber in die falsche Richtung. Während die Uni-Leitung den Ansturm der Erstsemester feiert, müssen die Studierenden die Konsequenzen tragen. Wie mit Wohnungsnot und überfüllten Lehrveranstaltungen umgegangen wird, lest ihr auf den Seiten 8-11.
Nicht nur auf dem Wohnungsmarkt sieht es düster aus. Die ersten Bachelor haben ihren Abschluss in der Tasche und suchen Arbeit. Wie stehen die Chancen? Eine Bestandsaufnahme findet ihr auf Seite 12.
Zu guter Letzt wünschen wir euch eine stressfreie Weihnachtszeit! Falls ihr noch keine Geschenkideen habt, inspirieren wir euch auf den Seiten 22-23.

Viel Spaß beim Lesen!

Katharina Lampe
Rebecca Wiltsch

Chefredaktion



Impressum

Ottfried. Die Bamberger Studierendenzeitschrift, erscheint zwei Mal im Semester, jeweils im Mai und im Juli bzw. im Dezember und im Januar. Zusätzlich erscheint im Wintersemester eine Erstsemester-Ausgabe.
Herausgeber und Redaktion verstehen Ottfried als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der Autor die Verantwortung.

Herausgeber & V.i.S.d.P.:
Jan David Sutthoff

Chefredaktion:
Katharina Lampe & Rebecca Wiltsch

Anzeigen: Katharina Krappmann
anzeigen@ottfried.de

Redaktionsanschrift:
Ottfried
c/o Jan David Sutthoff
Heiliggrabstraße 63
96052 Bamberg

E-Mail:
ottfried@ottfried.de
Internet:www.ottfried.de

Layout und Redaktion:
Katja Bickel, Andreas Böhler, Marian Dobesch, Johannes Hartmann, Hannah Illing, Eugen Maier, Anna-Lena Meyer, Stephan Obel, Nicole Flöper, Victoria Klecha, Lisa Konstantinidis, Katharina Krappmann, Minu Lorenzen, Katharina Müller-Güldemeister, Mario Nebl, Mechthild Fischer, Antonia Schier, Christine Schmäl, Kerstin Schubert, Daniel Stahl, Philipp Woldin

Mitarbeiter der Ausgabe:
Philipp Demling, Steffi Dietzel, Alexander Kitterer, Danny Luginsland, Bianka Morgen, Stefan Pförtsch, Lisa von Stern, Anieke Walter, Josephine Wilke

Titelbild:
Stephan Obel

Redaktionsschluss:
29. November

Druck:
creo Druck & Medienservice,
96052 Bamberg
Auflage: 3 000 Stück

Impressionen von der Produktion dieser Ausgabe

Anzeige

Abschiedsvorlesung

Die Uni Bamberg verabschiedet sich von Prof. Dr. Reinhard Zintl. Seit diesem Wintersemester befindet sich der ehemalige Inhaber des Lehrstuhls für Politikwissenschaft im Ruhestand. Am 15. Dezember um 18 Uhr findet nun seine Abschiedsvorlesung zum Thema „Machiavelli und die Moral. Zum Verhältnis von politischer Theorie und empirischer Politikwissenschaft“ statt. Voraussichtlich zum kommenden Sommersemester soll die Professur neu besetzt werden.

Proteste gehen weiter

Studierende aus Bayern wollen am 15. Dezember mit einem landesweiten Aktionstag gegen Einsparungen im Hochschulbereich protestieren. Beschlossen wurde dies von Studierendenvertretern aus 13 Hochschulen auf der Landes-Asten-Konferenz am 21. November. Die Kritik richtet sich vor allem gegen den Doppelhaushalt 2011/2012, den das Kabinett am 21. Dezember verabschieden will. Darin seien Einsparungen im Hochschulbereich in Höhe von bis zu 400 Millionen Euro vorgesehen, kritisieren die Astenvertreter in einem offenen Brief. In Zeiten des doppelten Abiturjahrgangs sei dies eine „verheerende Entscheidung“, die die Substanz der Hochschulen nachhaltig schädige. Wie genau protestiert werden soll, wurde nicht festgelegt. Diese Entscheidung sei den einzelnen Hochschulen überlassen, sagte ein Vertreter der Asten-Konferenz.

Mobile Recherche

Seit Anfang Dezember kann man auch unterwegs Literatur für Hausarbeit und Referat suchen und bestellen. Der Bamberger Katalog OPAC ist ab jetzt auch als mobile Version für iPhones, Smartphones und Blackberries verfügbar. In den Teilbibliotheken 2 und 3 habt ihr zudem die Möglichkeit, eure Bücher auszuleihen, ohne dafür anstehen zu müssen. An den ausgewiesenen Stationen können mit dem Studierendenausweis Bücher selbst eingescannt und verbucht werden.

Längerer Bachelor

Zum Sommersemester 2011 wird an der Uni Bamberg erstmals ein achtsemestriges Bachelorprogramm angeboten. Der Studiengang Internationale Betriebswirtschaftslehre der Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften kann durch einen Master von zwei Semestern ergänzt werden.

Das Neueste auf einen Blick

Videos, Podcasts und Bildergallerien zu den wichtigsten Geschichten an der Uni Bamberg

Ältere Beiträge nach Rubriken geordnet wiederfinden

Selbst zum Autor werden und Blogs schreiben

Mach mit beim neuen Ottfried.de!

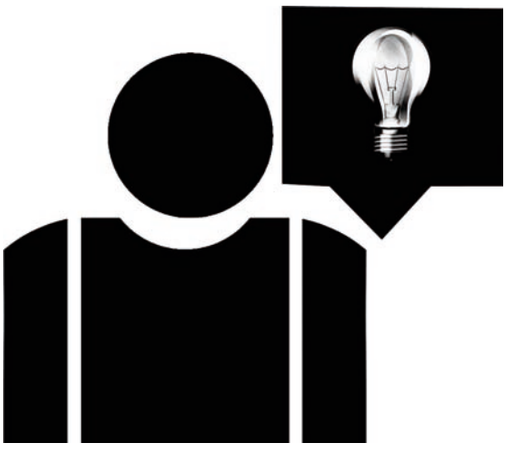
Mitmachen

Geschichten sind unsere tägliche Arbeit, hinter jedem Beitrag bei Ottfried steckt eine. Was uns aber wirklich fehlt, das sind eure Geschichten. Deswegen geben wir euch die Gelegenheit, sie online zu erzählen. Meldet euch auf Ottfried.de an und schreibt Blogs, über das, was euch wichtig ist. Ob es in euren Texten um die Uni, Bamberg, Herzschmerz oder etwas vollkommen anderes geht, ist egal.

Staunen

Ottfried ist mehr als die Print-Ausgabe, die ihr gerade in den Händen haltet. Geschichten können immer aus mehr als einem Blickwinkel gelesen werden. Also schreiben -wir sie. Und filmen, fotografieren und bannen alles auf Band, was damit zu tun hat. Das könnt ihr dann auf Ottfried.de lesen, anhören und ansehen.

Wissen



Jede Minute, die ihr auf Ottfried.de verbringt, ist gut anlegte Zeit. Wir liefern euch Hintergründe und Nachrichten zu allem, was für euch wichtig ist. Und weil wir das multimedial machen, könnt ihr diese Informationen genau so aufnehmen, wie ihr wollt.

Sie sind überall!

So viele waren es noch nie: Mehr als 10 000 Studierende übervölkern Bamberg. Die Uni-Leitung frohlockt, die Stadt gerät an ihre Grenzen.

Qualität leidet unter Studierendenrekord

Der 10 000. Studierende bringt der Uni höhere Fördergelder und seinen Kommilitonen überfüllte Hörsäle, ein mangelndes Veranstaltungsangebot und Wohnungsnot.

In Bamberg sind dieses Wintersemester zum ersten Mal über 10 000 Studierende immatrikuliert. Eine Steigerung von 11,4 Prozent im Vergleich zum letzten Jahr. Bayernweit haben sich 6,4 Prozent mehr Studierende eingeschrieben.

„Die Gründe für die Rekordzahlen liegen auf verschiedenen Ebenen. Zum Einen ist die Studierendenanzahl in Bayern insgesamt gestiegen, aber wir freuen uns natürlich auch über den steigenden Zuwachs, den Bamberg speziell bekommen hat", so Vizepräsident Sebastian Kempgen. Er führt die Steigerung auf das Studienangebot der Uni Bamberg und das Werben um Studierende durch Infoveranstaltungen und Schnupperkurse zurück. Außerdem hätten sich schnell noch die eingeschrieben, die noch vor dem doppelten Abiturjahrgang beginnen wollten.

Aber auch die Aufhebung des NC auf bestimmte Fächer und die Verlängerung der Anmeldefristen führten zu mehr Neueinschreibungen: „Das ist zwar positiv für die Erstsemester, das Motiv der Uni ist allerdings fragwürdig. Durch die höhere Studierendenzahl bekommt die Uni vor allem mehr Geld", so der Hochschulpolitische Referent des Fachschaftenrats, Benjamin Bauer. Ab 10 000 Studierenden bekommt die Uni zwei Millionen Euro mehr Fördergelder. In den Zielvereinbarungen mit dem Bayrischen Staatsministerium verpflichtet sich die Uni, mehr Studienplätze aufzubauen, dafür bekommt sie Gelder für Professoren und Mitarbeiter.

Die Zielvereinbarungen sind eine Maßnahme, um sich auf die bis 2012 steigenden Studierendenzahlen und den doppelten Abiturjahrgang vorzubereiten. Laut Webseite der Uni Bamberg plant man seit 2007, schrittweise 1215 neue Studienplätze in sechs Semestern zu schaffen. Zeit genug, um das Lehrangebot entsprechend anzupassen. Und trotzdem sind mit dem erwarteten Neuzuwachs dieses Semester Engpässe entstanden.

In der Pädagogik hat sich beispielsweise das Lehrangebot verschlechtert. Hier wurde der NC dieses Wintersemester aufgehoben. Es gibt doppelt so viele Einschreibungen wie im letzten Jahr. Einführungsveranstaltungen sind überfüllt. Nicht alle Studierenden können teilnehmen.

„Dass es im Bereich der Pädagogik – auch nach der Aufhebung von Zulassungsbeschränkungen durch die Unileitung – zu einem solch großen Zuwachs an Studierenden kommen würde, war für niemanden absehbar. Erst bei der Einschreibung unmittelbar vor Semesterbeginn wurde dies deutlich", so der Studiendekan der Humanwissenschaften, Professor Stefan Hörmann.

Auch Kempgen führt die Probleme auf Defizite bei der Planung zurück: „Die Studienbeitragsgelder werden auf die Fakultäten verteilt und zwar auf Grundlage der Zahlen vom letzten Wintersemester. Man kann die Zuweisungen im Nachhinein nicht ändern. Auf den Neuzuwachs in Pädagogik kann erst im April nächsten Jahres reagiert werden."

Prinzipiell wird die Verteilung der Studienbeiträge an die Fakultäten immer im Frühjahr für das kommende Jahr festgelegt. Es gibt also keine Planungssicherheit bei der Verteilung. Dieses Problem wird auch in den nächsten Semestern weiter bestehen, wenn der doppelte Abiturjahrgang kommt. Kempgen sieht dem entspannt entgegen: „Es gibt noch Gelder zum Verteilen." Ob die reichen werden, ist fraglich. Die Uni habe prinzipiell mit den knappen Mitteln zu kämpfen, die ihnen von Seiten des Staates zur Verfügung stehen, so Präsident Ruppert in seiner Rede zum Dies Academicus 2010.

Raum- und Wohnungsnot Im Zusammenhang mit den hohen Studierendenzahlen steht auch die akute Wohnungsnot in Bamberg. Schon dieses Semester finden viele Studierende in Bamberg keine Zimmer.

Ähnlich knapp sind die Raumkapazitäten an der Uni. Die Raumnot ist seit Jahren ein akutes Problem. Um diesem zu begegnen, sind der neue Campus auf dem Erba-Gelände und der Ausbau des Markusgeländes geplant. Es drängt sich die Frage auf, ob dieser Engpass bis zum Eintreffen des doppelten Jahrgangs behoben werden kann. Laut Kempgen soll das Erba-Gelände bis zum Wintersemester 2011/12 beziehbar sein. Wie die Raumknappheit im Sommer 2011 behoben werden soll, bleibt offen.

Text: Antonia Schier
Anieke Walter
Fotos: Stephan Obel

„Googeln Sie mal ‚Wohnungssuche'"

Viele Studierende stehen nach wie vor ohne Wohnung da und bekommen nicht immer hilfreiche Ratschläge.

Stella Thienel und Friedrich Meining gucken verwundert, als ich einfach in ihre Küche hereingeschneit komme. Sie sind vorübergehend im *Backpackers* untergekommen, einem Hostel in der Heiliggrabstraße. Zum Glück fühlt man sich dort schnell heimisch und während ich mir an dem großen Holztisch Notizen mache, schwebt ein verführerischer Essensduft durch die Küche.

Wie viele andere Studierende standen auch Stella und Friedrich Anfang Oktober auf der Straße. Jetzt ist Mitte November und Stella, die gerade mit ihrem EuWi-Studium angefangen hat, gibt zu, dass sie sich „den Anfang schon anders vorgestellt" hatte. Dasselbe sagt auch Hanna Maly-Motta, die KoWi und Philosophie studiert. Sie wohnte über einen Monat in einem Zimmer der Evangelischen Studierendengemeinde (ESG) im Markushaus. Ihr Zimmer befand sich direkt neben einem Seminarraum, in dem Bibelkreise veranstaltet werden.

Sorgenlos nach Bamberg Niemand kann Hanna vorwerfen, dass sie bei der Wohnungssuche faul war: „In meiner Verzweiflung habe ich überall angerufen", erinnert sie sich. Beim Studentenwerk seien aber Anfang September schon keine Wohnungen mehr frei gewesen. „Sie haben mir geraten, ‚Wohnungssuche' bei Google einzugeben", erzählt Hanna. Auch ihre Suche über das *Wobla* oder *wg-gesucht* verlief ohne Erfolg. Oft gingen Vermieter gar nicht ans Telefon oder es kamen so viele Bewerber, dass Hanna chancenlos war. „Das ganze Wohnungsproblem hat ziemlich an meinen Nerven gezehrt."

Die Leiterin des *Backpackers*, Lilly Wittmann, erinnert sich: „Es war ein ziemlicher Wechsel da, aber zur Stoßzeit wurden 25 unserer 28 Betten von Studenten genutzt." Die meisten Anfragen seien sehr kurzfristig erst Anfang Oktober gekommen, viele Studierende hätten also nicht mit der Wohnungsnotlage gerechnet. „Dabei gibt es jedes Jahr Probleme", weiß Lilly Wittmann aus Erfahrung. „Aber heuer war es besonders schlimm." ►

► „Der Ansturm auf den Wohnungsmarkt kann nur an den Studentenzahlen liegen“, meint dazu Frank Tegtmeier vom Studentenwerk Würzburg. 360 Studierende stehen Mitte November 2010 immer noch auf der Warteliste für einen der 832 Wohnheimsplätze in Bamberg – im letzten Semester waren es noch 210. Der Wohnungsmarkt in Würzburg hingegen sei „wesentlich entspannter“.
Dennoch sind nach Informationen des Vizepräsidenten der Uni Bamberg, Sebastian Kempgen, keine neuen Wohnungen von Seiten des Studentenwerks geplant. „Man hat Angst, dass zusätzliche Appartments nur kurzfristig genutzt werden und in einigen Jahren leer stehen werden.“ Währenddessen bemüht sich die Unileitung gemeinsam mit Oberbürgermeister Andreas Starke und Landrat Günther Denzler, eine Lösung des Problems zu finden. „Man kann natürlich keine Wohnungen herzaubern, aber man kann an die Bürger appellieren, Wohnungen zur Verfügung zu stellen; so wie es dieses Jahr schon geschehen ist“, meint dazu Maria Steger der Studentenkanzlei. Die Uni darf aus gesetzlichen Gründen kein Geld für soziale Angelegenheiten ausgeben, dafür ist allein das Studentenwerk zuständig. Immerhin hat die Stadt der Uni Unterstützung angeboten. Momentan werden nach und nach Studentenappartements durch die Stadtbau GmbH errichtet, die allerdings erst 2012 fertig sein sollen.
Als Reaktion auf das Wohnungsproblem wurde vom Studentenwerk eine Privatzimmervermittlung eingerichtet, die laut Tegtmeier in Zukunft „besser ins Spiel gebracht werden soll“. Stella hatte auch über diese Vermittlung gesucht – mit wenig Erfolg. „Als ich geschaut habe, gab es nur drei Wohnungsangebote“, erzählt sie. „Eine Wohnung war viel zu weit von der Uni entfernt, für die andere wurden nur männliche Studenten gesucht und die dritte war erst ab Januar frei.“ Entmutigt hat sie aufgegeben und zum Glück vom *Backpackers* gehört.

Helfen statt Sparen Im Hostel sind Stellas und Friedrichs Rühreier mittlerweile fast fertig. Zeit, sich zu verabschieden. Die beiden scheinen sich hier wohlzufühlen. Dennoch wird auch Stella bald in ihre eigene Wohnung ziehen. Es sieht so aus, als hätte die Odyssee endlich ein Ende. Oder doch nicht?
„Die Wohnungssituation ist schon ganz schön krass“, ruft mir Friedrich noch nach, als ich schon fast zur Tür hinaus bin. „Und vor allem muss man sich ja auch überlegen, wie die das nächstes Jahr machen wollen, mit dem doppelten Abijahrgang.“ Wie viele Studierende nächstes Wintersemester nach Bamberg kommen, ist laut der Pressesprecherin der Uni Bamberg Monica Fröhlich „reine Spekulation“. Die Landesregierung muss also endlich handeln und der Uni statt Sparmaßnahmen Unterstützung anbieten. Sonst kommt auf die Studierenden im nächsten Jahr ein noch härterer Wohnungskampf zu.

Text: Hannah Illing

Geschlossen: überfüllt

Überfüllte Seminare, Teilnahme nach Zufallsprinzip - für viele Studierende fing das Semster nicht an, wie erhofft. Die Uni ist bemüht, die Platzprobleme in den Griff zu bekommen.

Auf dem Boden sitzen, auf die Fensterbank quetschen, stehen oder direkt wieder gehen? Fragen, die sich manch einer zu Semesterbeginn gestellt haben wird. Die Universitätsleitung freut sich über mehr als 10 000 Studierende, während diese unter den Folgen leiden. Viele Bachelorstudiengänge ohne Numerus Clausus, zum Beispiel das Fach Kommunikationswissenschaften (KoWi) oder Fächer in den Erziehungswissenschaften, seien völlig überrannt. „In der ersten Woche wurden drei Seminare mit demselben Thema angeboten. Ich bin dort mit Karten herausgelost worden", so Johanna Weckermann, KoWi-Studentin im Hauptfach. Zu viele Studierende hatten das gleiche Ziel. „Ich besuche jetzt ein Seminar aus höheren Semestern." Nicht inhaltliche Aspekte, sondern Kopf oder Zahl nahmen so manchem Studierenden die Entscheidung über einen Kursbesuch ab. Ein weiteres Problem: überfüllte Tutorien zu Einführungsvorlesungen.
Sowohl Studierende als auch Dekane sehen diese Art der Entscheidungsfindung kritisch. Besser wäre es, bei der Notwendigkeit der Teilnehmerreduzierungen, sollten sie nötig sein, inhaltlich vorzugehen. Es müsse in jedem Fall sichergestellt sein, dass Studierende ihr Studium in der nach Prüfungsordnung vorgesehenen Zeit abschließen können, so Professor Gehring, Dekan der SoWi-Fakultät. Johanna Weckermann sagt: „Manche Dozenten haben zwischen Haupt- und Nebenfächlern, sowie zwischen Erstsemestern und anderen unterschieden. Im Prinzip finde ich es okay, wenn man die höheren Semester bevorzugt, aber dann sollten alle Dozenten nach diesem Prinzip vorgehen, um Verlässlichkeit für die kommenden Semester zu schaffen".

Mehr Verantwortung, bitte Abgesehen von der WIAI-Fakultät, wo nach Aussage des Dekanats keine Probleme dieser Art aufgetreten sind, hatten fast alle Fachrichtungen zu Semesterbeginn mit übervollen Veranstaltungen zu kämpfen. Mittlerweile habe sich die Situation aber entspannt, da die kurzfristigen Maßnahmen, wie Angebote von Parallelveranstaltungen und Auslagerungen von Vorlesungen in größere Räume, relativ gut gegriffen hätten. Trotzdem seien all dies nur Notlösungen, so Sybille Rahm, Dekanin der HuWi-Fakultät. „Wir freuen uns natürlich über den Studentenzulauf. Aber dass wir in den BA-Studiengängen der Erziehungswissenschaften eine Verdoppelung der Studierendentenzahlen zu verbuchen haben würden – das hat uns dann doch überrascht."
Zur Verbesserung der Lage sei es notwendig, dass beide Seiten – Lehrende und Studierende – ein gewisses Verantwortungsgefühl entwickeln. Auf der einen Seite müsse mit Studienbeiträgen sinnvoll umgegangen werden, da diese zur Verbesserung der Lehre dienten und nicht zur Ausbügelung struktureller Mängel gebraucht werden sollten. Gleichzeitig bedürfe es aber auch einer Flexibilität seitens der Studierenden. Dekan Gehring appeliert an die Studierenden, auch Veranstaltungen zu Randzeiten wie freitags, sehr früh morgens oder spät abends und Wochenendtermine wahrzunehmen. Trotz Studienbeiträgen könne es nicht gewährleistet werden, dass alle Studierenden alle Veranstaltungen zu ihren jeweiligen Wunschzeiten belegen. „Für das kommende Semester wird an die Aufteilung größerer Vorlesungen gedacht, was allerdings notwendigerweise zu einer stärkeren Nutzung dieser Randstunden führen wird."

Uni-Leitung muss was tun Doch was sind die Pläne für das nächste Semester, wo die SchülerInnen des sogenannten doppelten Jahrgangs an die Universitäten strömen werden, vermutlich noch unterstützt durch die Abschaffung des Grundwehrdienstes?
Dekanin Rahm: „Wir stehen in den Startlöchern. Es ist natürlich eine große Herausforderung, da wir nicht genau sagen können, wie viele neue Studierende kommen werden. Aber man kann nicht sagen das hätten wir nicht gewusst."
Letztlich, so das gemeinsame Credo der Fakultäten, liege es an der Uni-Leitung, die Probleme, die vor allem struktureller Art seien, anzugehen. Dekanin Rahm: „Wenn die Uni wachsen will, kann sie das nicht zum Nulltarif haben. Das kostet Geld, dieses Geld muss in die Lehre gehen, weil die Studenten einen Anspruch auf vernünftige Lehre haben."

Text: Marian Dobesch
Larissa Remfert

Die Kanzerlin der Uni Bamberg äußert sich zur Studierendenflut auf

OTTFRIED.DE

KOMMENTAR VON MARIAN DOBESCH

Wieder keiner schuld

„Ene mene muh, und raus bist du!" Wer dachte, Abzählreime seien Relikte der Grundschulzeit, der hat sich getäuscht. In Seminaren aller Art wurden im laufenden Semester Zufallsmethoden angewandt, um die völlig überfüllten Kurse zu verkleinern. Der Studierendenrekord bekam damit, vor allem für so manchen Neuling, einen bitteren Beigeschmack. Viele Fächer an der Universität, an der SoWi-Fakultät momentan sogar alle, waren in diesem Semester nicht mehr zulassungsbeschränkt. Zusätzlich wurden einige Lehrveranstaltungen, zum Beispiel im Bereich der Erziehungswissenschaften, für Hörer aller Fakultäten geöffnet – eigentlich etwas Erfreuliches. Dementsprechend groß war anschließend der Zustrom neuer Studierender, welcher die Kapazitäten der einzelnen Lehrveranstaltungen, wie auch der Räumlichkeiten, teilweise gesprengt hat. Die Situation scheint sich mittlerweile entspannt zu haben, doch mit dem doppelten Abiturjahrgang 2011 steht der nächste Ansturm bevor. Die geplante Abschaffung des Grundwehrdienstes wird möglicherweise noch verstärkend wirken.
Wie üblich in misslichen Lagen wollte sich auch hier kein Schuldiger finden. Die Leitung der Universität verweist auf das starre System, mit dem die Mittel zu Beginn des Hochschuljahres intern an die Fakultäten verteilt würden. Letztlich liege es an den Fakultäten, mit diesem Geld richtig umzugehen.
Die von der Überfüllung betroffenen Fakultäten wiederum sehen Handlungsbedarf bei der Unileitung, da die zum größten Teil strukturellen Mängel nicht mit Studienbeitragsgeldern ausgebügelt werden können, geschweige denn dürfen. Wenn die Uni wachsen wolle, so müssten auch strukturelle Weichen gestellt, das heißt, neue Stellen geschaffen werden, so Sybille Rahm, Dekanin der Fakultät HuWi. So schiebt sich jede Seite gegenseitig den schwarzen Peter zu.
Dass die Betreuungssituation in Bamberg immer noch weit besser ist als an anderen Universitäten, ist kein Argument, untätig zu verharren. Erste Notmaßnahmen haben gegriffen; jetzt sind weitere Schritte nötig, vor allem seitens der Unileitung. Wer Zielvereinbarungen eingeht, um mehr Gelder zu erhalten, muss diese Gelder auch entsprechend verteilen und bei Bedarf auf weitere Mittel vom Ministerium pochen.
Langfristig, vor allem in Bezug auf die nächsten drei bis fünf Jahre, muss sich etwas verändern. Kein gesundes Wachstum ohne Investition – das lernt man trotz Bankenkrise schon kurz nach der Grundschule.

Hamsterrad ade

Ein Gespenst geht um an der Uni: die Sorge um die eigene berufliche Zukunft. Doch wie begründet sich diese Angst?

Wer nach dem Abschluss nicht als Taxifahrer, Praktikant oder Dauergast auf den langen Fluren der Arbeitsagentur enden will, muss sich ins Zeug legen. Der Arbeitsmarkt ist hart umkämpft. Nur wer sich dieser Wahrheit bereits im Studium stellt und Konsequenzen daraus zieht, bleibt beruflich nicht auf der Strecke. Qualität und Geschwindigkeit sind die Mittel zum erhofften Job im darwinistischen Kampf unter erhöhtem Selektionsdruck. Gute Noten, viele Praktika und ein schnelles Studium als Patentrezept gegen die Angst vor der ungewissen Zukunft. Und so werden aus Kommilitonen Rivalen. Aber was ist dran am scheinbar unvermeidlichen Konkurrenzkampf?

Studieren mit Scheuklappen Ein Blick auf die Daten der Arbeitsagentur lässt Zweifel an der These vom hoffnungslos überfüllten Arbeitsmarkt aufkommen. In den letzten zehn Jahren stieg die absolute Zahl sozialversicherungspflichtig beschäftigter Akademiker um über 20 Prozent, während die Gesamtzahl aller sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in Deutschland um 1,6 Prozent sank. Auch bei der Dauer der Arbeitslosigkeit haben Menschen mit Hochschulabschluss Vorteile im Vergleich zu denen mit einem anderen oder gar keinem Berufsabschluss. Gut die Hälfte aller arbeitslos gemeldeten Akademiker findet bereits nach drei Monaten wieder einen Job und Dreiviertel nach spätestens einem halben Jahr. Hingegen waren nur zehn Prozent aller arbeitslosgemeldeten Hochschulabsolventen länger als zwölf Monate ohne Job. Zwar sank 2009 die Nachfrage nach Akademikern krisenbedingt erstmals seit 2004, doch fällt der Rückgang von neun Prozent deutlich weniger dramatisch aus als bei Berufsgruppen mit einem anderem Qualifikationsniveau. Aber es gibt Unterschiede zwischen den Studiengängen. So stieg gegen den Trend die Nachfrage nach Geistes- und Naturwissenschaftlern trotz Wirtschaftsschwäche. Bei Sozialpädagogen und -arbeitern blieb sie stabil, während sie bei Betriebs- und Volkswirten deutlich zurückging. Basiert die Angst der Studierenden vor ihrer Zukunft also auf einem Mythos?

Tatsächlich hat sich das Risiko einen befristeten Job zu bekommen in den letzten Jahrzehnten deutlich erhöht. Die Ursache hierfür liege in dem durch die Hintertür gelockerten Kündigungsschutz, erklärt Dr. Sandra Buchholz, Mitarbeiterin des Lehrstuhls für Soziologie I in Bamberg. Seit 1985 ist es Unternehmen möglich, ohne Begründung befristete Arbeitsverträge aufzusetzen, wodurch die Zahl prekärer Arbeitsverhältnisse von 15 auf 25 Prozent gestiegen ist. „Auf diese Weise hat man vor allem zu Lasten der jungen Generation Beschäftigung flexibilisiert." Allerdings, so Buchholz weiter, „ist der befristete Arbeitsvertrag für Akademiker häufiger ein Sprungbrett als eine Sackgasse". Es dauere heute also länger bis man, frisch von der Uni kommend, fest im Sattel sitze. Doch selbst wenn die Arbeitsmarktlage gar nicht so dramatisch ist, was spricht dagegen, sich um ein effizientes Studium zu bemühen?

Isabell Wutz hat Ende 2009 ihren Magister in Germanistik mit der Note 1,7 abgeschlossen. Seitdem hat sie über 80 Bewerbungen verschickt. Bis heute ohne Erfolg. „Ich glaube nicht, dass mein Notendurchschnitt für die Arbeitgeber ausschlaggebend ist", meint sie. Chef der Personalführung Ausland/weltweit von Bosch Rexroth, Klaus Lothspeich, bestätigt: „Die Noten müssen stimmen, aber sie sind Beiwerk". Auch die Dauer des Studiums ist für die Anstellung weniger relevant. Je schneller, desto besser habe vor 15 Jahren gegolten, meint Lothspeich. Heute sei es wichtiger, bereits im Studium Praxiserfahrung zu sammeln. Dass es sich dabei nicht nur um das klassische Praktikum handeln muss, macht Michael Hümmer, Berater für akademische Berufe bei der Arbeitsagentur in Bamberg, deutlich. Er erzählt von einem BWL-Absolventen, der während des Studiums einen Kurs zum Sommelier gemacht und danach als Weinexperte gekellnert hat. Als er sich dann bei einer namenhaften Firma für den Vertrieb bewarb, kam prompt die Zusage. „Die Firma handelte mit Wein", so Hümmer.

Es ist keine Garantie zum Erfolg, im Studium die Scheuklappen anzulegen und die Ellenbogen auszufahren, um später gute Berufschancen zu haben. Weder die Situation auf dem Arbeitsmarkt noch die Wünsche der zukünftigen Arbeitgeber verlangen danach. Ganz im Gegenteil kann es hilfreich sein, sich aus seinem selbstgebastelten Hamsterrad zu befreien und das Studium nicht nur als Teil der Selbstvermarktung, sondern auch als Chance zur Orientierung und Selbstreife zu nutzen.

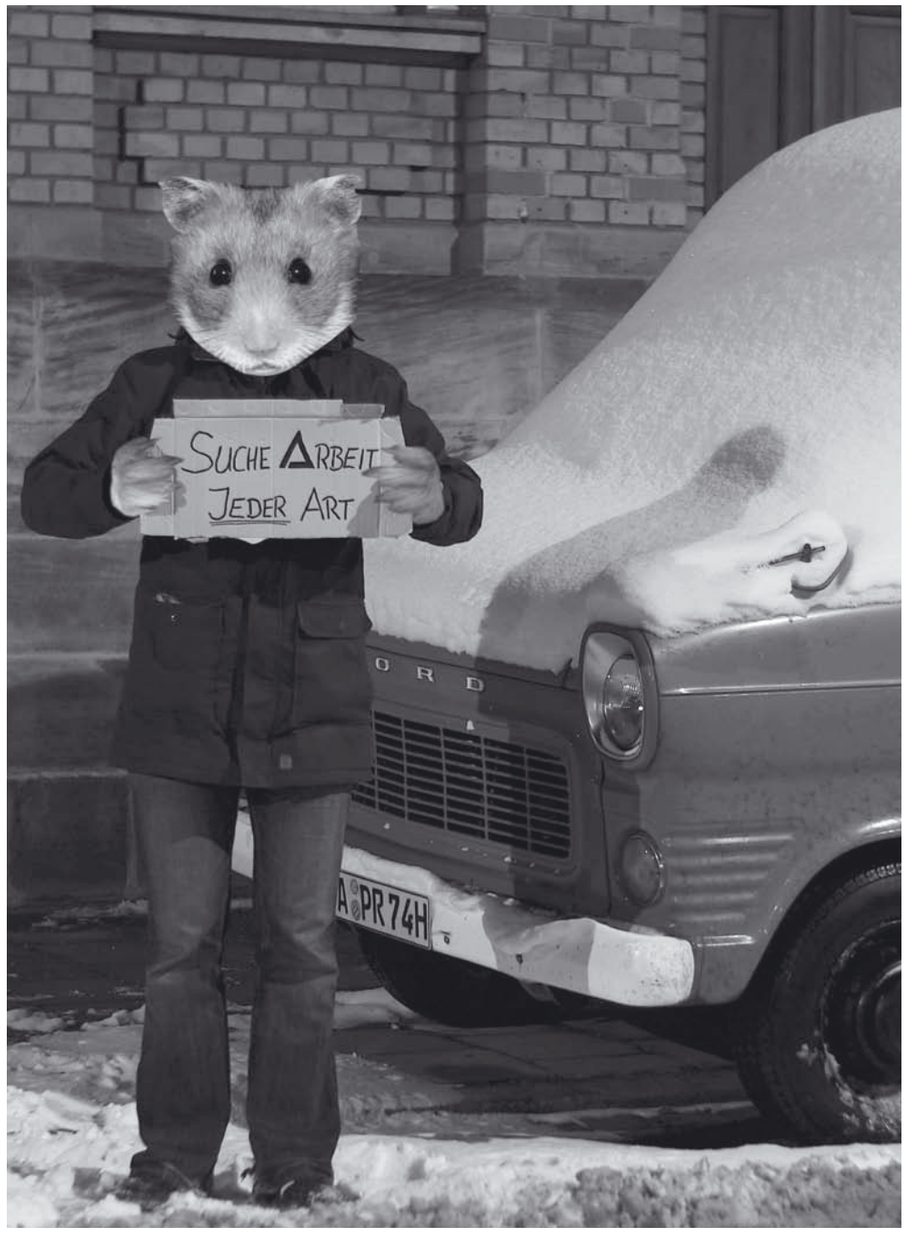
Text und Fotos: Stephan Obel
Hamster: Johannes Hartmann

> Die Noten müssen stimmen, aber sie sind Beiwerk

Und was kannst du so?

Vor etwa einem Jahr wurden die ersten Bachelorabsolventen von der Uni verabschiedet und auf den Arbeitsmarkt losgelassen. Wie der neue Abschluss ankommt.

Alexandra ist verzweifelt. Sie hat den Bachelor in der Tasche, aber wirklich viel bringt ihr das momentan noch nicht. Sechs Semester lang waren Phoneme, Affixe, Frikative und die Derivation ihre besten Freunde. Die 24-Jährige hat an der Uni Konstanz Allgemeine Sprachwissenschaft studiert. Mit ihrer Bewerbung für einen Master in Medienmanagement hatte sie kein Glück – jetzt beginnt für sie die langwierige und nervenaufreibende Suche nach einem Job. Marketing soll's sein. Aber auch dabei klappt es noch nicht so richtig. Die Konkurrenz aus Masterabsolventen und Diplomern sei zu groß. „Bachelor werden oft von vornherein ausgeschlossen." Schule, Abi und Studium habe sie immer zügig und gründlich durchgezogen. „Das ist das erste Mal, dass es nicht so läuft, wie ich es will", schildert sie ihre frustrierende Situation.



Bachelor in der Praktikumsfalle Dass der Berufseinstieg besonders für Geisteswissenschaftler mit Bachelor schwierig sein kann, bestätigt Barbara Körber-Hübschmann von der Studienberatung der Uni Bamberg. Vor allem, weil die wissenschaftliche Zuspitzung fehle, kämen sie kaum in dieselben Berufe wie sonst die Magister. Wenn man also nicht mit einem tiefen wissenschaftlichen Fachwissen punkten kann, dann doch vielleicht mit praktischen Fähigkeiten. Doch selbst der viel gepriesene Praxisbezug des Bachelors kommt in einigen Fächern zu kurz. „Mit meinem Bachelor komme ich mir vor, wie eine Theoretikerin", klagt Alexandra. Aus dem Studium habe sie nicht viel Praktisches mitgenommen. Um die Praxiserfahrung ein wenig aufzumöbeln, hat sie vier Praktika im Marketing und Journalismus gemacht. Derartige Probleme sieht Bertram Brossardt, Hauptgeschäftsführer der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft, erwartungsgemäß nicht: Der Bachelor sei praxisorientiert und international, was auch die Gründe für seine Einführung gewesen seien. Er versichert, „dass Bachelorabsolventen am Ende des Studiums genau die gleichen Chancen haben, wie die Absolventen im alten System." Der Arbeitsmarkt nehme die neuen Abschlüsse gerne und gut auf. Dass die individuelle Erfahrung ganz anders aussehen kann, als in rosaroten Pro-Bachelor-Kampagnen, zeigt Alexandras Situation: „Ich merke nicht, dass mein Studium etwas wert ist. Noch ein Praktikum möchte ich nicht machen, irgendwann muss doch auch mal gut sein." Die Gefahr, nach dem Abschluss in der „Praktikumsfalle" zu landen, ist groß. Eine aktuelle Studie des Saarbrücker Instituts für Managementkompetenz zeigt, dass sich zwar viele Jobangebote an Bachelorabsolventen richten, davon allerdings 86 Prozent Praktikumsstellen sind. Bloß fünf Prozent bieten einen direkten Einstieg in den Beruf. Die besten Karten im Bewerbungspoker haben laut Körber-Hübschmann immer noch die BWLer. Allerdings erleben auch sie Enttäuschungen. Das, was Diplom-BWLer früher gewohnt waren, gebe es im Bachelor so nicht mehr. Spitzenpositionen seien nur mit höheren Abschlüssen erreichbar. Gerade die mittelständischen Unternehmen stellen sich noch auf die neuen Abschlüsse ein und stehen vor der Frage: „Was kann jemand nach sechs Semestern Studium?" Allen Bachelorstudierenden empfiehlt Körber-Hübschmann, schon früher als bisher nach links und rechts zu schauen. Das sechste Semester sei zu spät, um sich zu fragen, wie es weiter geht. „Für uns ergibt sich durch das Bachelor-Master-System eine doppelte Beratungslast. Wir müssen Beratungsgespräche führen, die vorher nicht notwendig waren." Der Bachelorabsolvent stehe oft vor einer Situation wie nach dem Abitur: Berufseinstieg oder (weiter)studieren? Dass die Übergangszeit nach dem Abschluss keinen Spaß macht und sich mitunter hinziehen kann, ist nichts Neues. „Der Suchprozess ist nicht immer leicht, aber das gehört zum Berufsleben dazu. Das hat jeder von uns durchgemacht", meint Brossardt. Seit August steckt Alexandra nun schon in dieser ungewissen Phase – ein Zustand, der an ihren Nerven zerrt. „Ich habe keine Motivation mehr", seufzt die, die sonst eigentlich immer fröhlich ist. Während sie die meiste Zeit damit verbringt, nach Alternativen zu suchen, jobbt sie momentan aushilfsweise in einem Restaurant. Mittlerweile ist sie an dem Punkt angelangt, an dem sie die erstbeste Stelle annehmen würde. „Ich habe sogar schon überlegt, eine Ausbildung in einem Bereich anzufangen, der mir mehr Perspektiven bietet."

Text: Viktoria Klecha
Minu Lorenzen

Master? Nee, dann nicht.

Die Universitätsbibliothek stellt keine Masterstudierenden als Hilfskräfte ein. Ärgerlich. Warum nur?

Studierende sind oft knapp bei Kasse. Um das Portemonnaie doch etwas zu füllen, sind neben kellnern und Supermarktregale einräumen vor allem Nebenjobs an der Uni sehr beliebt. Blöd nur, wenn man wegen seines Abschlusses nicht an der Universität arbeiten darf.
Die Universitätsbibliothek Bamberg stellt keine Masterstudierenden als Hilfskräfte ein – aus finanziellen Gründen. Für die Master ist das äußerst ärgerlich: Dürfen sie doch bloß wegen ihres Abschlusses einen bestimmten Job nicht machen.

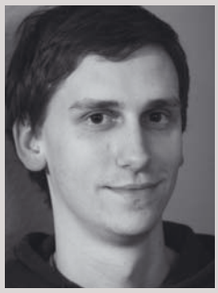
> Master sollen nicht diskriminiert oder benachteiligt werden. Sie kosten nur einfach zu viel. „

Für die Bibliothek allerdings stehen hinter dieser paradoxen Situation ganz rationale und, wenn man die Ungerechtigkeit den Masterstudierenden gegenüber außer Acht lässt, auch verständliche Gründe. „Es ist durchaus eine Geldfrage“, sagt Fabian Franke, Direktor der Unibibliothek. Mit der Entscheidung, keine Master einzustellen, wollten sie diese nicht diskriminieren oder benachteiligen. Sie kosten nur einfach zu viel. Bachelorstudierende bekommen als studentische Hilfskräfte 7 Euro in der Stunde, das ist von der Universitätsleitung so bestimmt. Wegen ihres Abschlusses und damit ihrer höheren fachlichen Qualifikation, arbeiten Masterstudierende für 9 Euro in der Stunde.
„Wir könnten auch Andere einstellen“, meint Franke, aber dann müssten diese Anderen höher bezahlt werden als die günstigeren Bachelorstudierenden, sodass am Ende nicht genug Geld übrig bleibt, um so viele Hilfskräfte einzustellen, wie benötigt würden. Dann würde Arbeit liegen bleiben und es könnten beispielsweise die Öffnungszeiten nicht mehr gehalten werden, so Franke. Die studentischen Hilfskräfte in der Bibliothek werden zu zwei etwa gleich großen Anteilen aus Studiengebühren (70 000 Euro im Jahr) und einem Sachetat aus staatlichen Geldern (etwa 78 000 Euro im Jahr) finanziert. Damit können 57 Studierende, die zusammen rund 17.000 Stunden im Jahr arbeiten, beschäftigt werden.
Außerdem gebe es laut Franke genügend Bachelor, die die Jobs zwischen den Bücherregalen gerne machen wollen. Wenn man also die Wahl hat, zwischen einer günstigeren und einer teureren Arbeitskraft für die gleichen nicht-wissenschaftlichen Aufgaben…
Die Master dürfte das wenig trösten. Sie müssen dann wohl doch weiter Kaffee und Bier abrechnen oder Supermarktregale einräumen.

Text: Viktoria Klecha
Zeichnung: Johannes Hartmann

KOMMENTAR VON KATHARINA MÜLLER-GÜLDEMEISTER UND STEPHAN OBEL

Der Preis der Arbeit



Masterstudierende werden an der Unibibliothek nicht als Hilfskräfte angestellt, weil sie statt 7 Euro, wie Bachelor-Studierende, 9 Euro pro Stunde kosten. Sicher, das ist ärgerlich für die Betroffenen. Aber ist es auch ungerecht? Zwei Euro mehr pro Stunde für die gleiche, nicht-wissenschaftliche Arbeit?
Die Universitäten müssen sparen. Gerade im Hinblick auf die Aussetzung der Wehrpflicht und den anstehenden doppelten Abiturjahrgang stehen die Unihaushalte unter besonderem Druck. Das ist in Bamberg nicht anders. Die Universitätsleitung überlegt bereits, die Studierendenzahlen im nächsten Jahr via NC zu beschränken, um eine gute Lehre zu garantieren. In dieser Situation wäre es unangemessen, würden die Kosten nicht möglichst gering gehalten werden. Ausgaben, die nicht zwingend notwendig sind, sollten vermieden werden.
Aber auch unabhängig von der finanziellen Lage, stellt sich die Frage, wonach sich ein Lohn richten sollte. Ist es gerecht, dass ein Mensch einzig aufgrund seines höheren Abschlusses für die gleiche Arbeit mehr verdient? Leben Bücher länger und glücklicher, wenn sie von Höherqualifizierten durch die Bib getragen werden? Unwahrscheinlich. Der Preis für eine Arbeit sollte sich nach der Anforderung richten. Es spielt keine Rolle, welchen Bildungstitel ein Mensch hat, wenn er die erforderte Leistung erbringt. Wenn ein Master-Studierender für dieselbe Arbeit, die auch ein Bachelor-Studierender verrichten kann, mehr Geld bekommt, dann ist das schlicht ungerecht! Arbeitet ein Bachelor-Absolvent hingegen wissenschaftlich und bringt dabei seine Fachkompetenz ein, wird durch einen höheren Lohn den Mühen und Kosten der Weiterbildung Rechnung getragen. Bei anderen Nebenjobs, ob im Supermarkt, Callcenter oder in der Kneipe gilt: gleicher Lohn für gleiche Arbeit, unabhängig vom Abschluss. Jedem steht offen, ob er zu den angebotenen Konditionen arbeiten will oder nicht. Warum gilt dieses Prinzip nicht auch in der Bibliothek?

Spiel mit drei Dritteln

Zahlen Bamberger Studierende bald wieder 500 Euro Studienbeiträge? Die Entscheidung steht an. Welchen Einfluss haben sie eigentlich selbst darauf?

Der Senat der Bamberger Universität legte den Studierenden im vergangenen Jahr ein schönes Geschenk unter den Weihnachtsbaum, als er beschloss, die Studienbeiträge von 500 auf 400 Euro zu senken. Er fügte auch ein Kärtchen hinzu und notierte, dass er in einem Jahr darüber reden wird, ob das Geschenk angemessen war, oder ob die Studierenden in Zukunft wieder mehr zahlen müssen. Dieses Jahr ist nun vorüber, die angekündigte Entscheidung fällt in der Senatssitzung am 22. Dezember. Bevor es dazu kommt, hat die wieder geöffnete Akte Studienbeiträge aber bereits zwei Stationen durchlaufen.

Erster relevanter Termin in der Angelegenheit war das sogenannte Hearing am 10. November. Vertreter verschiedener universitärer Einrichtungen wie dem Sprachen- und Rechenzentrum, der Bibliothek, aber auch der Fakultäten stellten dem Senat und den Mitgliedern der AG Studienbeiträge Szenarien vor, wie die Uni – besonders: der Teil davon, den sie vertraten – dastehen würde, wenn die Studienbeiträge auf 300 Euro gesenkt, bei 400 Euro bleiben oder auf 500 Euro angehoben würden. Von studentischer Seite waren dabei: zwei Senatsabgeordnete, sechs Mitglieder der AG Studienbeiträge sowie die beiden Sprecher des Konvents. Letztgenannte gehörten zu denen, die ihre Visionen offenbaren durften. Die Anderen hörten zu, sie waren erst später gefragt.

Zum Beispiel in der Konferenz der AG Studienbeiträge am 25. November. Die nahm sich die Szenarien aus dem Hearing vor und sprach am Ende eine Empfehlung aus. Zwölf Leute waren beteiligt: Sechs von den Dekanaten ausgewählte Professoren oder andere Uni-Angestellte, und sechs Studierende, von den Fachschaften entsandt. Ergebnis: Sechs Teilnehmer stimmten dafür, die Studienbeitragshöhe bei 400 Euro zu belassen, eine Person sprach sich für 450 Euro aus. Fünf Mitglieder hielten 300 Euro für Erstsemester und 500 Euro ab dem zweiten Semester für angebracht.

Im wichtigsten Drittel in Unterzahl Das ist der aktuelle Stand. Nach Meinung einiger Studierender ist das Spiel jetzt bereits entschieden. Aber hier geht es um Politik, und da kommt eine Meinung selten allein.

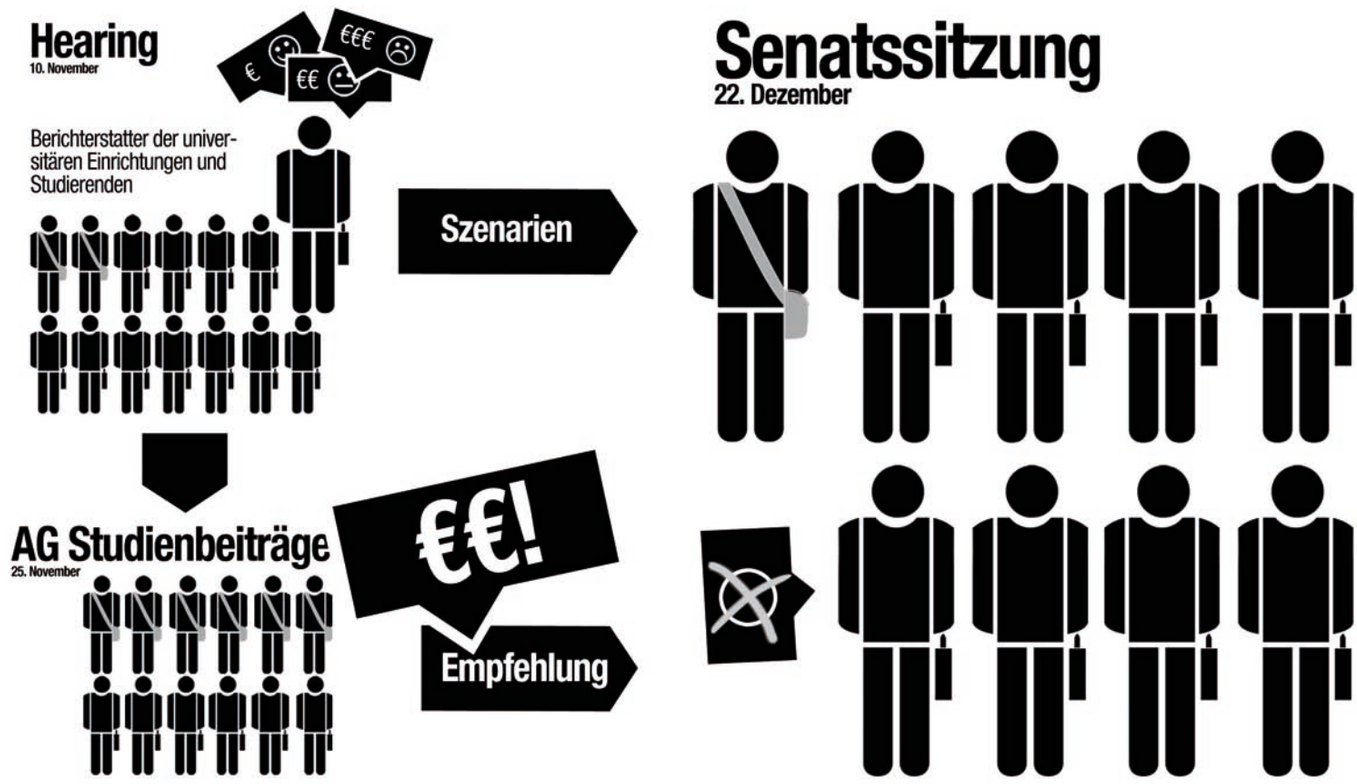
„Die Studierenden sind bei der Entscheidung über die Höhe der Studienbeiträge (...) paritätisch zu beteiligen", heißt es im Bayerischen Hochschulgesetz. Diese Entscheidung fällt im Senat, der aus neun gewählten Mitgliedern plus Beratenden besteht, zu denen aber nur ein Studierender mit Stimmrecht gehört. Kann da von paritätischer Beteiligung die Rede sein? Nein, sagen die Studierenden, die gibt es nur in der AG Studienbeiträge. Wäre diese Argumentation mehrheitsfähig, wäre der Senat folglich an den Vorschlag der AG gebunden, und es bliebe vermutlich bei 400 Euro. Denn dafür sprach sich schließlich eine knappe Mehrheit der AG aus.

„Schön wärs", sagt der studentische Senator Simon Dudek, und weiß schon, dass die Uni-Leitung das Ganze anders sieht, was nichts Gutes bedeutet. Vizepräsident Sebastian Kempgen bewertet die Sache nämlich so: „Die Gesetzesformulierung der ‚Beteiligung' besagt nur, dass man zu hören ist und sich äußern kann, aber nicht, dass man die Entscheidung selbst trifft." Dazu komme, dass die AG Studienbeiträge nicht direkt dem Senat zuarbeite, sondern der Uni-Leitung. Die berate über die Empfehlung der AG und erarbeite eine Beschlussvorlage für den Senat. Der sei letztlich aber völlig frei in seiner Entscheidung.

Stimmt genau, bestätigt Senatsvorsitzender Mark Häberlein. Wenn Vorlagen, die in den Senat kämen, prinzipiell bindend wären, wäre die Rolle des Senats schließlich auf das Abnicken dieser Vorlagen beschränkt. „Der Empfehlung der AG wird sicherlich erhebliches Gewicht zukommen", ermuntert Häberlein immerhin. Allerdings habe sich bei früheren Entscheidungen über die Studienbeitragshöhe gezeigt, dass die Mitglieder des Senats durchaus unterschiedliche Ansichten verträten. „Auch von daher ist nicht zu erwarten, dass sich der Senat an eine bestimmte Empfehlung der AG bindet."

Wie geht es nun weiter? Eben weil es durchaus unterschiedliche Ansichten unter den Senatoren gibt, werden Simon Dudek und seine (nicht-stimmberechtigte) Mitstreiterin Lydia Hendel vor der entscheidenden Sitzung versuchen, die anderen Senatoren bei einem Pläuschchen zu bekehren. „Es bleibt nur zu hoffen, dass sich wenigstens wieder eine Mehrheit für 400 Euro findet", sagt Dudek, und etwas Anderes bleibt ihm und allen Studierenden tatsächlich nicht übrig, denn im letzten Drittel kann noch viel passieren.

Text: Jan David Sutthoff
Grafik: Mario Nebl



Sag mal
... die Besetzungs-Bilanz

Markus Koriath, 29, 10. Semester Magister Geschichte, Politikwissenschaft

Die Besetzung fand ich vollkommen fehl am Platz. Sinnvoll wäre es gewesen, bereits bei der Modularisierung der Studiengänge und bei der Einführung der Studiengebühren zu protestieren. Das große Manko der Besetzer war, dass sie mit der Abschaffung der Bachelor-Studiengänge und Studiengebühren zwei starre Maximalforderungen verfolgten, von denen sie nicht bereit waren, abzuweichen. Beides gleichzeitig zu fordern war überzogen und deshalb letztlich auch kontraproduktiv. Die Studiengänge sind weiterhin modularisiert und es gibt nach wie vor Studiengebühren. Reduziert wurden die Gebühren sicher nicht, weil in der Innenstadt ein Haus besetzt wurde.

Felix Ferenczy, 24, 6. Semester Diplom Politikwissenschaft

Die Besetzung fand ich absolut positiv, ich habe mich auch selbst engagiert. Gut war vor allem, dass viele Studierende sich endlich getraut haben, den Mund aufzumachen und ihre berechtigten Forderungen zu stellen. Die Aktion hat auf jeden Fall etwas gebracht, gerade die Senkung der Studiengebühren auf 400 Euro. Das Ziel der Besetzer war ja, die Gebühren zunächst auf 350 Euro zu reduzieren und anschließend eine komplette Abschaffung anzustreben. Doch leider merkt man, wie wenige sich noch dafür interessieren.

Mehr als Camping?

Ein Jahr ist es her, dass Studierende die Uni besetzten. Kaum eines ihrer Ziele haben sie mit dem Protest erreicht. Ehemalige Besetzer kämpfen trotzdem weiter – jetzt weniger radikal.

Es gab Zeiten, in denen hielt Simon Dudek nicht viel von Hochschulpolitik. Das ist noch gar nicht lange her. Jetzt sitzt er als studentischer Vertreter im Senat. Dazwischen liegen fünf Wochen in einem Vorlesungsaal, mit Schlafsäcken und selbstgemalten Chuck-Norris-Transparenten. Simon Dudek war einer derjenigen, die im November 2009 den Vorlesungssaal U7/105 besetzten, und die, beflügelt von einer deutschlandweiten Protestwelle, nach kurzer Zeit vermeldeten, dass sie Bamberg zum Brennen gebracht hätten. Sie konfrontierten die Entscheidungsträger der Uni mit turmhohen Forderungen und erst als das Weihnachtsfest nahte, zogen sie wieder aus.

Ein Jahr ist das nun her, aber zu diesem Jubiläum gibt es keine Geschenke. Stattdessen müssen sich die Besetzer die Frage gefallen lassen, ob das Alles mehr war als Abenteuer-Camping im Unigebäude. Meistzitiertes Beispiel für den Erfolg der Besetzung sind die auf 400 Euro gesenkten Studienbeiträge. Ganz abgesehen davon, dass bald darüber befunden wird, ob 500 Euro nicht doch besser sind als 400 (mehr dazu auf Seite 15): Dies war nur einer von dreißig Punkten im umfangreichen Forderungskatalog der Besetzer.

Mit Ausnahme der Studienbeiträge gibt es tatsächlich nicht viel Handfestes, das sich die Besetzer auf ihre Fahne schreiben könnten. Manche Fachbereiche nahmen marginale Änderungen vor, sie lockerten zum Beispiel die Anwesenheitspflicht. Wichtige Punkte des Forderungskatalogs fanden aber keinen Gefallen bei den Verantwortlichen. Hochschulöffentliche Senatssitzungen sind einer davon. Die Löhne für Hilfskräfte wurden zwar erhöht, liegen aber landesweit im unteren Drittel. Und auch mit dem Freistaat Bayern hatten sich die Besetzer das anders vorgestellt. Der will bei den Universitäten zukünftig noch ein bisschen mehr Geld abknapsen. In einer Umfrage der Hochschulgruppe *Political Inquiry* hat ein Drittel der Bamberger Studierenden angegeben, dass die Besetzung zu Verbesserungen der Studienbedingungen geführt hat. Die Mehrheit allerdings teilte mit, dass sie das anders sieht. Besonders pessimistisch sind

die Feki-Studierenden: Nur 30 Prozent von ihnen haben Verbesserungen wahrgenommen, in der Innenstadt waren es immerhin 41 Prozent. Es verwundert also nicht, dass die politischen Hochschulgruppen es anlässlich des Besetzungs-Jubiläums als angebracht empfanden, per Pressemitteilungen ihre Sicht der Dinge unter die Leute zu bringen. „Es gibt keinen Anlass mit der aktuellen Lage zufrieden zu sein“, schrieben die Jusos, und die GHG rief dazu auf, „den Protest wieder zu intensivieren.“ Das will auch der RCDS – aber bitte keine neue Besetzung, denn „die Form des Protestes schreckt uns immer noch ab.“

Heiße Novembertage waren das im vergangenen Jahr, als Bamberg noch brannte. In diesem Jahr dagegen kam der November so heiß daher, wie man es in gewöhnlichen Zeiten erwarten kann. Das Büro der ehemaligen Besetzer in der U7 steht leer, regelmäßige Treffen gibt es schon lange nicht mehr. Und doch tut sich etwas, denn einige Besetzer erfüllten den Wunsch der Universitätsleitung und bringen sich nun in Gremien ein statt Unigebäude in Beschlag zu nehmen. Sie engagieren sich in der Fachschaft, dem Konvent, dem Senat.

Als die Besetzer damals abzogen aus der U7, wollte Simon Dudek es dem hochschulpolitischen Referat der Studierendenvertretung zeigen. Die Leute dort hätten das Wissen gehabt, um den Protest zu unterstützen, klagte er, aber sie hätten es nicht getan. Aus Trotz ging er zu einer ihrer Sitzungen. Ein paar Diskussionen weiter war Simon mittendrin im Alltagsgeschäft und ein paar Monate später saß er als studentischer Vertreter im (von Professoren dominierten) Senat. Um zu vollenden, was den Besetzern nicht gelungen war? „Ich mache mir keine Illusionen“, sagt er. Die Erfolgsaussichten seien dort auch nicht besser. „Nadelstiche“ will er setzen, und dafür sorgen, „dass die Anderen wenigstens mit schlechtem Gewissen nach Hause gehen.“ Deshalb macht Simon es sich nun gemütlich im Wohnzimmer der Hochschulpolitik.

Vor einem Jahr lag er noch im Schlafsack auf dem Fußboden eines Vorlesungssaals, da trieb ihn „linker Pathos“. Ein Haus besetzen, sagte ihm sein Inneres, so etwas mache man als Student. Die Zeiten sind vorbei. „Gemessen an unseren pragmatischen Forderungen war das eine ziemlich krasse Aktionsform damals“, sagt Simon heute.

Text: Jan David Sutthoff
Bilder: Stephan Obel

Ergebnisse der Political Inquiry-Umfrage und weitere Statements zur Besetzung auf

OTTFRIED.DE

KOMMENTAR VON JAN DAVID SUTTHOFF

Kopfsache

Was hat die Besetzung bewirkt? Studierende wurden durch die Proteste politisiert und standen für ihre Ziele ein, wie etwa die Senkung der Studienbeiträge. Es ist schwierig, Erfolge kausal der Besetzung zuzuschreiben, aber ohne den Druck der Besetzung wäre der spätere Senatsbeschluss zu dem Zeitpunkt wohl mehr als unrealistisch gewesen. Durch die Besetzung haben Studierende außerdem ihren Blick geweitet. Nicht ihre eigene Situation stand während der Proteste im Vordergrund, sondern die aller Beteiligten.

Nun, ein Jahr später, setzen etwa 350 Studierende der Fakultät HuWi ihren Namen unter eine Erklärung, die Zulassungsbeschränkungen für den Bachelorstudiengang Pädagogik (ausgerechnet!) verlangt. Wenn diejenigen, die an der Hochschule bereits ihren Platz gefunden haben, einerseits zulassungsfreie Masterplätze fordern, andererseits aber ihre Seminargrößen in den Bachelorkursen über einen NC absichern wollen, verdeutlicht dies einen Zustand, in dem wieder der Egoismus überhand nimmt. Gerechtigkeit ja – aber nur, so lange sie einem selbst nicht weh tut.

Das überrascht wenig. Es zeigt sich darin ausschließlich, dass der seit einiger Zeit bestehende Konflikt zwischen Bildung als ökonomischer Ware und Bildung als öffentlichem Gut im allgemeinen hochschulpolitischen Diskurs weiterhin Bestand hat.

In nächster Zeit wird sich zeigen, ob der Diskurs sich wieder stärker an einer Kosten-Nutzen-Rechnung orientiert oder an einer sozial gerechteren Universität und der Forderung nach besserer finanzieller Grundausstattung von Seiten des Staates.

Sollte der Senat die Studienbeiträge wieder anheben, zeigt er den Studierenden, dass ihre Mühen von damals umsonst waren. Und sollten sich Studierende mit ihren Forderungen nach Zugangsbeschränkungen zur Sicherstellung ihrer Studienverhältnisse durchsetzen, lässt sich auf die Frage, was von der Besetzung übrig geblieben ist, schlicht und einfacht sagen: nicht viel.

Kochen und kochen lassen

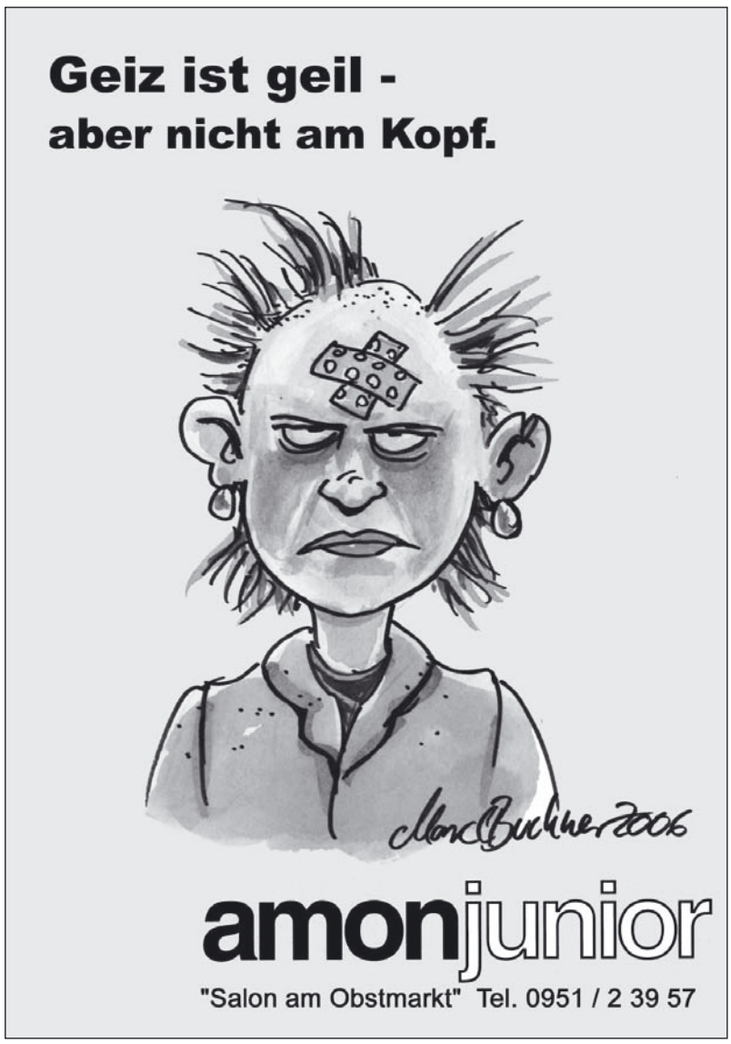
Die These, die Mensa sei vollkommen unnahrhaft und überteuert, hält sich seit Langem. Zu Recht? Wir haben Versuchskaninchen mit Stahlmägen in die Küchenschlacht geschickt!

Teil 1: Mensa Putenbrust ist ein Renner in der Mensa, mit dem man als Hungriger nicht viel falsch machen kann. Unsere Putenbrust aus der Mensa ist mit Käse und eingelegten Pfirsichen überbacken und erfüllt die Erwartungen: Das Putenschnitzel ist außen knusprig und innen zart, wobei der Pfirsichgeschmack durchaus mit Käse und Fleisch harmoniert. **2,05 Euro, Note 3.**

Die Bio-Blumenkohl-Medaillons an Rahmkartoffeln sind ziemlich klasse: Lecker, schön warm und kross. Auch die Rahmkartoffeln sind appetitlich gewürzt und halten geschmacklich, was sie versprechen. Aber nur zwei kleine Medaillons? Wir sind empört, dass sich die Portion so schnell dem Ende zuneigt. Von etwas so Leckerem darf es zu dem Preis ruhig mehr sein! **3,30 Euro, Note 2.**

Zuletzt versuchen wir uns an einem Klassiker, den Spaghetti Bolognese. Zunächst lassen sie sowohl vom Aussehen als auch vom Geruch keine Wünsche offen. Die Soße besteht nicht nur aus passierten Tomaten und Fleisch, sondern ist außerdem mit diversen Gemüsestückchen angereichert. Figurbewusste werden diesem Essen wohl eher mit gemischten Gefühlen entgegentreten, da die Fleischsoße, was die Tomatigkeit und Flüssigkeit anbelangt, nicht komplett überzeugt, dafür aber recht viel Öl beinhaltet. Dem Geschmack tut das jedoch keinen Abbruch. Gut gesättigt kann das Testerteam nun urteilen. **2,05 Euro, Note 2.**

Anzeige



Teil 2: Do-it-yourself Die Putenbrust mit Pfirsich und Käse hätte noch ein wenig länger im Ofen bleiben können, da der Käse noch nicht ganz geschmolzen war, ansonsten ging das Essen schnell (20 Minuten) und war ziemlich lecker. **1,10 Euro, Note 3.**

Die Blumenkohlkäsemedaillons waren eine kulinarische Herausforderung. Zwei Stunden lang standen wir in der Küche, aber die Mühe hat sich gelohnt. Unsere Medaillons waren noch etwas besser im Geschmack als in der Mensa und die Rahmkartoffeln sogar mit Käse überbacken. Wir haben es geschafft, ein vegetarisches BIO-Gericht zu kochen. Die Medaillons lassen sich übrigens problemlos einfrieren. **2,60 Euro, Note 1-.**

Auch unsere Spaghetti Bolognese konnten sich sehen lassen, da wir der Soße sowohl echte Tomaten, Gemüsestückchen als auch Rotwein hinzufügten. **1,55 Euro, Note 2.**

Unser Fazit Alle selbstgemachten Gerichte erhielten im Schnitt einen Stern mehr als in der Mensa, außerdem entfallen argwöhnische Blicke, da man durch das Selberkochen weiß, was man zu sich nimmt. Wir empfehlen: einen gesunden und preisgünstigen Mix aus Mensa und Do-it-yourself.

Text: Danny Luginsland
Josephine Wilke
Foto: Mario Nebl

Bewertungen und Kochanleitungen auf OTTFRIED.DE

Jackie Chan für Anfänger

Stockkampf bringt Ausgeglichenheit, Spaß und effektive Selbstverteidigung. Keinen Stock zur Hand? Ein Regenschirm tut's auch!

„Hallo, ich bin der Klaus!" Der ruhig und entspannt wirkende Mann, der da vor einem steht, heißt Klaus Ahlborn, hat den dritten Meistergrad in WingZun-KungFu, könnte einem also vermutlich alle Knochen brechen, bevor man überhaupt merkt, was passiert ist. Doch darum geht es nicht, weder beim Schwert- und Stockkampf, noch beim KungFu.

Das Training beginnt mit lockeren Aufwärmübungen. Ich bekomme einen Stock, der ungefähr die Länge einer großen Machete hat (etwa 70 cm). Die vielen Drehungen und Handwechsel verlangen mir einiges ab, obwohl ich in Sachen Kampfsport und -kunst nicht völlig unerfahren bin. Nach einer kurzen Einführung vor der Spiegelwand, bei der wir Schüler es dem Meister nachmachen, folgen Partnerübungen zu zweit; diesmal mit langen Stöcken aus Holz, die sehr an Samuraischwerter erinnern. „Schräg blocken, dass die Klinge abrutscht, dann angreifen." Natürlich geht es um die Klinge des Gegners. Die Bewegungen sehen schon sehr gut aus, zumindest nach dem zu urteilen, was ich in der großen Spiegelwand sehe. Als wir wieder zu den Kurzstöcken wechseln, geht es nun darum, dem Widersacher die Finger abzuschneiden. Bildlich gesprochen! Wie von Klaus Ahlborn anfangs angekündigt, geht aber alles schön langsam und geplant vor sich. Und wer Fragen hat, kann sich jederzeit an einen der beiden Trainer wenden. So eine Betreuungssituation hätte ich mir in manchem Uni-Seminar auch gewünscht.

„Wir trainieren hier alles sehr langsam und strukturiert. Letzten Endes geht es darum, Koordination und Kraft zu schulen und sich im Ernstfall effektiv und schnell verteidigen zu können." Der Anspruch aller Schüler sei es, nach vielen Jahren harten Trainings auf das Level eines Jackie Chan zu kommen, fügt Ahlborn mit einem Augenzwinkern hinzu.

Viele der Teilnehmer des Unisport-Kurses Stock- und Schwertfechten seien eher ruhig, erzählt Ahlborn. Echte Rowdies oder Leute, die nur Aggressionen loswerden wollten, habe er in den 12 Jahren, seit er den Kurs anbietet, noch nicht erlebt. Und auch die Verletzungen hätten sich stark in Grenzen gehalten. „Vielleicht mal ein blauer Fleck, weil jemand mit einem Stock ein paar Finger erwischt hat. Aber nichts Größeres."

Klaus Ahlborn ist ein Sifu (chinesisch: Väterlicher Lehrmeister). Nur wer viele Jahre Lehrerfahrung hat und sich ganz der Kampfkunst widmet, bekommt diesen Titel verliehen. Ahlborn beschäftigt sich schon mehr als 22 Jahre mit Kampfkunst, 18 Jahre davon mit WingZun (chinesische Kampfkunst) und Escrima (philippinische Kampfkunst). Was er nun seit zwölf Jahren professionell in Bamberg unterrichtet, ist eine Mischung aus verschiedenen Formen und nennt sich eigentlich *Dautremay Weapon Martial Art*, nach Ahlbohrns Meister, Sifu David Dautremay, der diesen Stil entwickelt hat.

„Im traditionellen WingZun fängt man ohne Waffen an, erst am Ende kommen Messer oder Schwerter dazu. Was wir hier unterrichten, ist eine Art Waffenkampfkunst auf WingZun-Basis; wir vereinen damit verschiedene Kampfkünste in einem durchdachten Gesamtkonzept." Dieses Konzept lasse sich auch auf Alltagsgegenstände wie Regenschirme, Schlüssel und Kugelschreiber übertragen. Nach verschiedenen Formen des Blockens und Angreifens kommen wir nun zu meinen Lieblingsübungen: Entwaffnung und Hebeltechniken mit einem Stock. Aus eins mach zwei, denkt sich der Meister – plötzlich habe ich statt einem Stock keinen mehr in der Hand, er dafür beide. Nur kurz deutet sich an, was der Sifu eigentlich in petto hat. Komme ich mit der ersten Entwaffnung noch ganz gut zurecht, nehmen die Probleme bei der zweiten zu. Und dann sollen wir das Ganze noch mit Links versuchen... Die Freude ist umso größer, als es endlich klappt! Übung macht den Meister, denke ich mir. Auch wenn man bis zum dritten Meistergrad, wie Ahlborn ihn besitzt, gut und gerne zehn Jahre braucht, wenn nicht mehr. Sich das als Ziel zu setzen, wäre allerdings etwas hoch gegriffen. Einfache, effektive, schnelle Selbstverteidigung für den Ernstfall: Was der Flyer verspricht, hält der Kurs auf jeden Fall! Nicht umsonst trainieren auch viele professionelle Vollkontaktkämpfer Kampfkunst auf WingZun-Basis, um Koordination, Haltung und Körperspannung zu schulen.

Ob wir noch Fragen hätten, erkundigt sich Sifu Ahlborn gegen Ende des Trainings. Er müsse zügig heim, sonst werde seine Frau sauer. Schön, dass auch ein Meister der Kampfkunst bestimmten weltlichen Zwängen unterworfen ist.

Text: Marian Dobesch
Foto: Kristin Lauche

Video zum Thema auf OTTFRIED.DE

Anzeige

Zeit für GUTE Schuhe

von Think + VA BENE + Loont's + Hartjes + Ganter u.a.

SCHUH-LECHNER

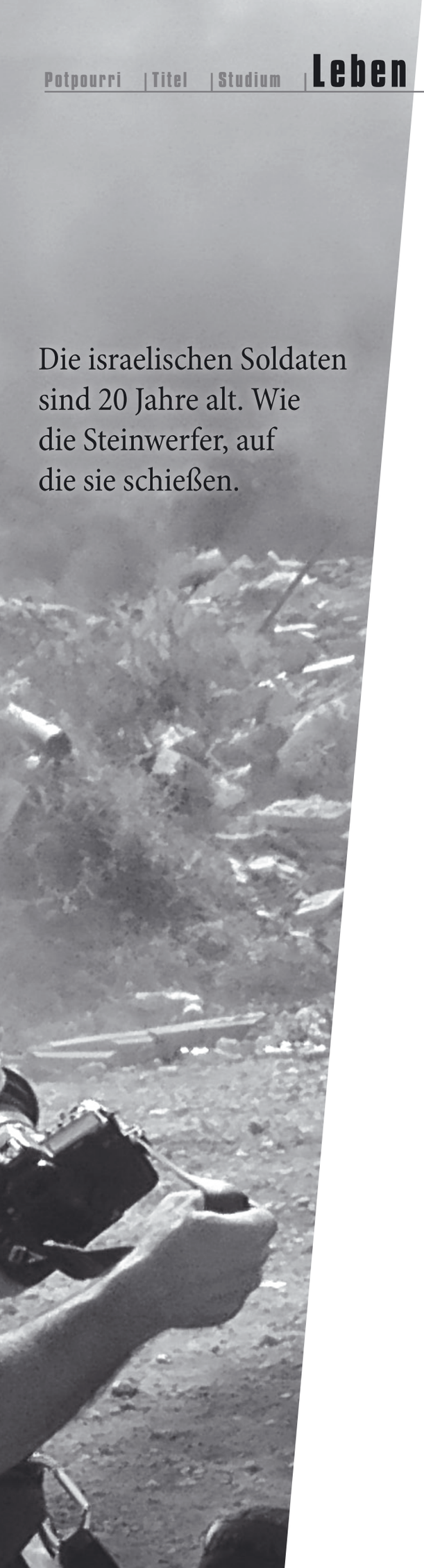
... natürlich bequem!

BA - JOSEPHSTR. 9 Tel 0951/201266 www.schuhlechner.de

Bus 5 min Luitpoldeck Bahnhof 5 min P im Hof

Theater mit Steinen und Tränengas

Stahl und Beton trennen das Westjordanland und Israel. Jede Woche demonstrieren Hunderte gegen diese Ungerechtigkeit, ohne Hoffnung ihre Situation zu verändern.



Die israelischen Soldaten sind 20 Jahre alt. Wie die Steinwerfer, auf die sie schießen.

Die Tränengasschwaden verflüchtigen sich langsam in den ansonsten wolkenlosen blauen Himmel. Demonstranten mit rot geschwollenen Augen sitzen vor dem kleinen Supermarkt, eine Getränkedose in der Hand. Schwitzende Journalisten werfen ihre Gasmasken an den Straßenrand. Jeden Freitag spielen sich in dem kleinen Dorf Bil´in, zwölf Kilometer westlich von Ramallah im Westjordanland gelegen, die gleichen Szenen ab. Nach einer kurzen Protestansprache werden Fahnen geschwenkt, Reifen entzündet, irgendwann fliegen Steine. Israelische Soldaten antworten sofort mit Tränengas, später mit Gummigeschossen und scharfer Munition.

Grund der Demonstrationen ist der sogenannte Sperrzaun, wie ihn israelische Offizielle nennen, oder die „Mauer der Rassentrennung", wie sie zumeist im Arabischen betitelt wird. Sie trennt seit 2004 das Westjordanland von israelischem Gebiet, schneidet dabei aber tief in palästinensisches Land und orientiert sich nur teilweise an der *grünen Linie*, welche 1949 zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarstaaten festgelegt wurde. In Bil´in verloren die Bauern 60 Prozent ihres Bodens, für viele bedeutete das den Verlust ihrer Lebensgrundlage.

Seitdem ist das 1700-Einwohner-Dorf ein Symbol für den Widerstand gegen die Barriere geworden. Als illegal stufte sie der Internationale Gerichtshof in einem Gutachten ein, selbst der israelische Gerichtshof forderte Korrekturen des Verlaufs. Ein Dokumentarfilm begleitete Aktivisten bei ihren Aktionen, das Medienecho und die Zahl der ausländischen Teilnehmer ist um ein Vielfaches höher als in anderen Dörfern. Doch auch dort hat die Sperranlage zahlreichen Menschen ihre Bewegungsfreiheit, vielen die Möglichkeit, sich und ihre Familie zu versorgen, genommen.

Seit dem Ende der zweiten Intifada nimmt die Zahl von Studierenden und Praktikanten aus Deutschland in den plästinensischen Gebieten wieder stetig zu. Leuchtturmprojekte, wie das *Cinema Jenin*, das *Goethe-Institut*, parteinahe Stiftungen oder lokale Nichtregierungsorganisationen vermitteln das Gefühl, in einem komplizierten Konflikt eine konstruktive Rolle spielen zu können. Doch genauso, wie sich in der alltäglichen Arbeit schnell Ernüchterung einstellt, weil es in dieser Region keine schnellen Erfolge gibt, hinterlässt auch die Demonstration einen schalen Nachgeschmack und Ratlosigkeit.

Die Woche nach dem 9. November wird als Anti-Apartheid-Wall-Woche begangen – in Anlehnung an den deutschen Mauerfall 1989. Doch wer die Demonstrationen und die gezielten Provokationen aus nächster Nähe verfolgt, stellt eines fest: Es ist ein Spiel, Steine und Tränengaskanister sind Teil eines einstudierten Stücks. Die israelischen Soldaten zeigen Härte, die Palästinenser demonstrieren ihre Unnachgiebigkeit. Die Israelis wollen die Notwendigkeit ihrer Anlage beweisen, die Demonstranten die sofort einsetzende Gewalt der übermächtigen Soldaten. Protest als PR-Aktion? Oder ein wichtiges Symbol gegen die Unterdrückung?

Dawood Hamoudi ist einer der Mitorganisatoren der Kampagne *StopTheWall*, einer Basisbewegung gegen die israelischen Baubemühungen. Einige seiner Mitstreiter sitzen wegen ihrer Aktivitäten im Gefängnis, doch Aufgeben kommt für ihn nicht in Frage: „Ohne Alternative", findet er die wöchentlichen Proteste. Sie seien das Zeichen, dass die Bevölkerung immer noch unter der israelischen Besatzung leidet und sie bekämpfe. Viel Hoffnung auf Veränderung liegt nicht in seiner Stimme. Viele Ausländer treibe ohnehin das Adrenalin nach Bil´in. Sie wollen dabei sein, wenn die Tränengaskanister nur einige Meter entfernt zu Boden fallen, plötzlich im Olivenhain israelische Soldaten auftauchen und ihre Gewehre anlegen.

Im Supermarkt, nur wenige hundert Meter entfernt, sitzen drei Jugendliche unter einer dröhnenden Klimaanlage. Was sie von den Ausländern halten, die jeden Freitag in ihr Dorf kommen? Sie lachen. Ob es nützlich sei? „Es ist gut, dass überhaupt jemand kommt", sagt einer. Doch das Gefühl bleibt, nicht Teil der Lösung sein zu können, weil man das Problem überhaupt nicht durchdringt. Denn auch auf der anderen Seite stehen keine Maschinen. Die israelischen Soldaten sind etwa 20 Jahre alt, genau wie die Steinewerfer, auf die sie schießen. Sie erhalten ihre Befehle von denen, welche die Erfolge der Sperranlage rühmen. Um mehr als 90 Prozent seien die Terroranschläge seit dem Bau zurückgegangen, heißt es von offizieller Seite. In den israelischen Städten brauche niemand mehr ein mulmiges Gefühl zu haben, wenn er in einen Bus steige.

Illegale Landnahme oder Schutzversuch, Provokation oder berechtigter Protest? Widersprüche, denen jeder Studierende oder Praktikant in den palästinensischen Gebieten ausgesetzt ist. Widersprüche, die sich letztlich nur politisch lösen lassen. Doch bei allem Interesse vor Ort, zu Wenige tragen die Ungerechtigkeit des Konfliktes nach Hause. Im Gegensatz zu Australien, England oder Österreich konnte *StopTheWall* für Deutschland keine einzige Solidaritätsveranstaltung im November ankündigen.

Text und Foto: Alexander Kitterer

Bildergalerie zum Thema auf

QUTFRIED.DE

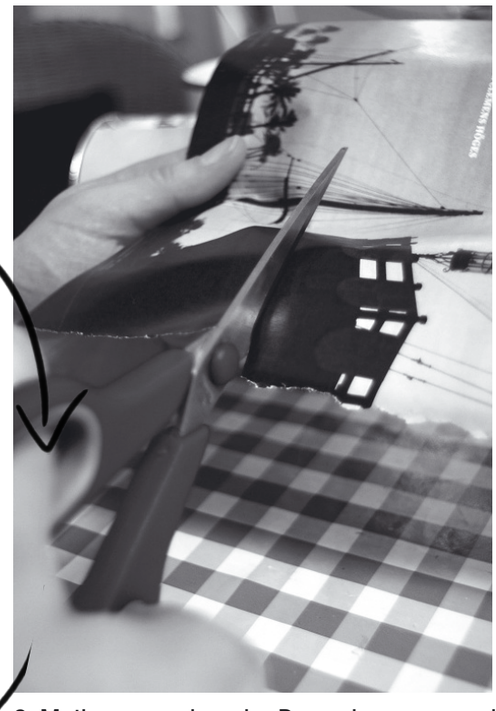
Darf´s was Selbstgemachtes sein?

Für alle mit schmalem Geldbeutel, die unbedingt ein cooles Geschenk für Weihnachten brauchen, haben wir tolle Basteltipps zusammengestellt.

Aufbewahrungsdosen für Stifte

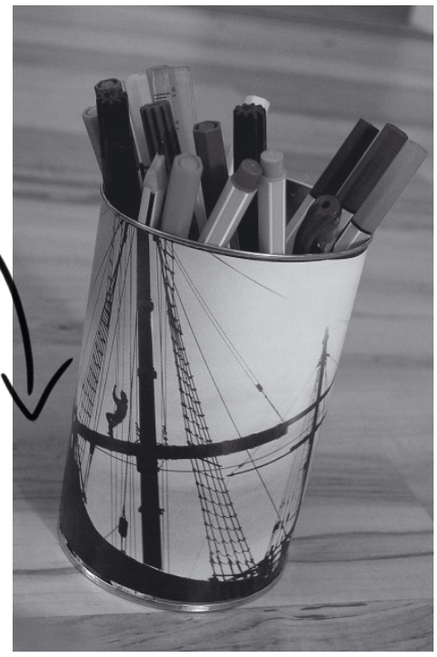
Man braucht:
leere Cappuccinopulver-Dosen oder Pumpernickel-Dosen, alte Zeitungen, doppeltes Klebeband oder Bastelkleber, Schere.

1. Schönes Motiv auswählen, vielleicht passend zu der Person, die beschenkt wird.



2. Motiv passend an der Dose abmessen und ausschneiden.

3. Motiv aufkleben.



4. Fertig ist die schneidige Seefahrer-Dose!

Schallplattenschalen

Man braucht:
alte Schallplatten für ´nen Euro, einen Ofen.

1. Schallplatten auswählen.

2. Schallplatten in den vorgeheizten Ofen auf ein Gitterrost legen (120 Grad reichen aus).

3. Sobald die Schallplatte anfängt, sich zu wellen, raus aus dem Ofen (Vorsicht, ist heiß, aber zu ertragen!)

4. Und Schallplatte formen, wie es einem beliebt. Dazu kann man auch Hilfsgegenstände wie Glasschüsseln nehmen, die als Vorlage dienen.

5. Voilà, fertig ist die praktische Chips-, Obst-, Kuchen- oder Plätzchenschüssel!

Text: Nicole Flöper
Fotos: Stephan Obel

Mehr Basteltipps auf
OTTFRIED.DE
Beteiligt euch und postet eure ultimativen Bastelideen!

Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?

Nicht nur in Deutschland oder Westeuropa neigen Teile der Bevölkerung dazu, den Islam zunehmend als Bedrohung zu sehen. Auch in Russland.

So etwas hat das Zentrum der russisch-orthodoxen Kirche noch nicht erlebt: An der Moskauer Hauptmoschee, nahe der U-Bahn-Station Prospekt Mira, knien rund 70 000 Muslime zum Gebet nieder – so viele, wie Bamberg Einwohner hat. So feierte die muslimische Gemeinde der russischen Hauptstadt Mitte November ihr Opferfest *Kurban Bajram*. 70 000 Muslime versammeln sich, zum größten Teil unter freiem Himmel, mitten im Herzen von Moskau, das einst den Titel *Drittes Rom* erhielt: Nachdem Rom und Byzanz als Hauptstädte christlicher Weltreiche gescheitert waren, sollte Moskau ihren Platz einnehmen – und ihn auf ewig behalten.

Könnte ein Ereignis wie an *Kurban Bajram* Schreckensvisionen Vorschub leisten, dass die orthodoxen Russen wegen ihrer niedrigen Geburtenraten bald zur Minderheit im eigenen Land werden? Auch aus ganz praktischen Gründen fanden manche Moskauer wenig Gefallen an der muslimischen Feierlichkeit: Einerseits wollen viele nicht unbedingt Zeugen von Hammelschlachtungen werden. Andererseits befinden sich in der Umgebung der Moschee etliche Büros, Gewerbebetriebe oder die Metro. Wer in der Zehnmillionen-Metropole morgens zur Arbeit eilen muss, hat wenig Lust, über eine Riesenmasse betender Menschen klettern zu müssen. Noch dazu, wenn diese nicht immer verständnisvoll reagieren, sollte man sie versehentlich anstoßen.

Die Kulturen prallen also im wahrsten Sinne des Wortes aufeinander. Nicht nur am Prospekt Mira, ein paar Kilometer nördlich des Kreml, sondern auch im Stadtteil Tekstilschiki, im Südosten der Hauptstadt. Dort wurden Pläne, eine Moschee zu bauen, inzwischen begraben – der Widerstand aus der Bevölkerung war zu groß. Unter dem Vorwand, die grüne Wiese erhalten zu wollen, auf die das islamische Gotteshaus gebaut werden sollte, hatten Nationalisten gegen den Bau mobil gemacht. Es wäre die fünfte große Moschee in Moskau gewesen.

Jeder Siebte ist heute Muslim In Russland herrscht eine ähnliche Angst vor radikalen Muslimen wie im Westen – schließlich wurde Moskau erst im März von zwei islamistisch motivierten Bombenanschlägen in der Metro heimgesucht, denen 40 Menschen zum Opfer fielen. Ildar Aljautdinov, Imam der größten Moskauer Moschee, glaubt aber, dass sich durch eine Verhinderungen von Moscheebauten die Lage eher verschlimmern wird: „Wir müssen mehr Moscheen bauen, sonst wird etwas Böses die Religion ersetzen", sagte er dem Nachrichtenmagazin *Spiegel*.

Überhaupt werden die Russen, ebenso wie die Westeuropäer, wohl lernen müssen, mit den Muslimen zu leben. Denn deren Anteil an der Bevölkerung steigt seit Jahren. Grund dafür sind höhere Geburtenraten bei Muslimen sowie der Zuzug aus islamisch geprägten ehemaligen Sowjetrepubliken wie Aserbaidschan, Usbekistan oder Tadschikistan. Mindestens 20 Millionen Muslime leben in Russland. Das entspräche etwa einem Siebtel der Bevölkerung. In der Verwaltung der muslimischen Gemeinde kursiert dagegen die Zahl 35 Millionen – das wäre dann schon ein Viertel. Bei der gesamtrussischen Volkszählung im Oktober 2010 wurde auf die Frage nach der Religionszugehörigkeit verzichtet. Beobachter vermuten, dass die Regierung gar nicht so genau wissen will, wie viele Muslime inzwischen im Land leben.

Koran ja, Scharia nein Doch wie sieht es aus mit dem Verhältnis zwischen Russen und Muslimen? Man hat den Eindruck, von ein paar nationalistischen Wirrköpfen abgesehen, sei nicht viel anders als in Deutschland. „Es gibt drei Gruppen", meint der 22-jährige Arsenij. „Die einen sind gegen Moscheebauten, weil sie Angst vor dem Fremden haben und den Islam mit Terror und Fanatismus gleichsetzen. Die zweite Gruppe befürwortet sie, weil sie den Bau von Moscheen als Zeichen unserer religiösen Toleranz betrachten. Dem Rest der Leute ist es egal. Ich selber habe nichts gegen Muslime, sofern sie sich an unsere Gesetze halten. Im Koran steht sehr viel Gutes, aber die Scharia will ich hier nicht haben."

Und wie fühlen sich die Muslime selbst? Anscheinend nicht allzu gut. Abdul hat einen Obst- und Gemüsestand an einem Markt im Südwesten Moskaus. „Die Leute mögen uns hier nicht", beklagt sich der Aserbaidschaner. „Sie mögen nur sich selbst. Aber auf die ‚Schwarzen' (rassistischer Sammelbegriff für die Völker aus dem Süden der ehemaligen Sowjetunion) schauen sie herab."

Text und Foto: Philipp Demling

Anzeige

Anzeige

Vom anderen Regnitzufer

Bamberg ist gemütlich, traditionsreich und romantisch. Doch wie lebt es sich zwischen Kirchen und Fachwerk, wenn man als Mann Männer liebt?

Bamberg ist schwuler als man denkt. Trotz der Nähe zu größeren Städten wie Würzburg und Nürnberg hat Bamberg eine lebendige Szene. „Spaß kannst du hier haben", meint der ehemalige Student Michael*. Zum Kaffee trinken geht man am Kranen in die *Caffèbar* – die mit dem falschen Akzent. Abends trifft man sich in der *m lounge* an der Schranne oder in der *Sky Lounge* in der Austraße. Die beliebteste Party ist *Planet Pink*, die regelmäßig von Heiko und Christian organisiert wird. Beide engagieren sich auch bei *Uferlos e.V.*, dem mit 70 bis 80 Mitgliedern größten Verein von Schwulen und Lesben in Bamberg.

Als *Uferlos* vor über 30 Jahren gegründet wurde, stand der Kampf um politische Rechte im Vordergrund. Nach wie vor kümmert man sich um Fragen und Sorgen sowie Hilfe beim Outing. Doch Aktivitäten wie Stammtischabende, Kajakfahren oder das Sommerfest auf dem Michelsberg gewinnen an Bedeutung. „Vor allem in den letzten Jahren ist der Verein immer mehr zu einem Freizeitverein geworden", schildert der erste Vorsitzende René Druschky die Entwicklung.

Damit spiegelt der Verein einen Trend wider: Nicht der Kampf gegen Diskriminierung, sondern der eigene Spaß steht mehr und mehr im Vordergrund. Kein Wunder, denn in den letzten Jahrzehnten hat sich die Gesellschaft stark liberalisiert. Doch noch immer gebe es einiges, für das Schwule kämpfen könnten, meint Heiko. „Viele sagen, dass wir politisch schon fast alles erreicht haben, aber morgen könnten diese Gesetze im Bundestag schon wieder gekippt werden!" Deshalb streben er und andere eine Änderung des dritten Artikels des Grundgesetzes an. Dort heißt es: „Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden" – die sexuelle Orientierung wird nicht erwähnt.

Auswahl in Bamberg begrenzt Auch vor den Kirchen hat die Liberalisierung nicht Halt gemacht. Der evangelisch-lutherische Dekan in Bamberg, Otfried Sperl, betont, dass es zwar keine einheitliche Haltung der Kirche zur Homosexualität gebe, „doch hat sich in den letzten 20 bis 30 Jahren auch in den Kirchen einiges bewegt." Keiner solle seine Identität verstecken müssen. Wie jeder andere gehören auch Homosexuelle „zur Gemeinschaft der Kirche Jesu Christi". In Nürnberg gibt es sogar ökumenisch gefeierte *Queer-Gottesdienste*. Weniger locker geht dagegen die Katholische Kirche mit dem Thema um. Zwar sind Homosexuelle „keine Menschen zweiter Klasse", wie der Pressesprecher des erzbischöflichen Ordinariats Bamberg, Michael Kleiner, klarstellt. Doch wenn Kleiner die Lehre der Katholischen Kirche mit den Worten „Achtung, Mitgefühl und Takt", bezogen auf den Umgang mit Homosexuellen, zitiert, klingt das verdächtig nach Mitleid.

Nichtsdestotrotz ist das katholische Bamberg eine liberale Stadt. Student Sebastian* erzählt: „Ich habe mich hier nie diskriminiert gefühlt." Händchenhaltend durch die Gegend zu laufen sei kein Problem, so Christian. Eine Schwierigkeit bleibt: die Größe. Denn im kleinen Bamberg ist die Auswahl an Partnern begrenzt. „Doch Schwule sind gute Netzwerker und sehr mobil", bemerkt Heiko. Dabei spielt vor allem das Internet eine große Rolle – und das schon als *facebook*, *studiVZ* und Co. noch wenig beachtet waren. „Wir sind Trendsetter", schmunzelt Heiko. Online-Communities wie *gayromeo* sind mittlerweile quasi das schwule Einwohnermeldeamt. Hier finden Schwule Schwule und können jede Menge privater Details nachlesen – ob der Andere Raucher ist, eine Beziehung will oder einen „unbeschnittenen Schwanz in Größe M" hat.

So hat das Internet die Schwulenszene auch in Bamberg maßgeblich verändert. Waren früher Vereine wie *Uferlos* wichtige Treffpunkte, findet man heute alles online. Christian stellt fest: „Gerade die Jüngeren wollen sich nicht mehr an einen Verein binden". Die Mischung aus neuen Möglichkeiten durch das Internet, sowie weitgehender Gleichstellung führt bei vielen dazu, dass sie nichts mit der Szene zu tun haben wollen. „Für uns ist Schwulsein einfach nicht mehr das Thema", bringt es Sebastian auf den Punkt. Aber egal ob Szene oder nicht, ob homo oder hetero, auch wenn Bamberg auf den ersten Blick nicht so wirkt: Hier kann jeder leben wie er möchte. Egal, was einen anmacht.

* Name von der Redaktion geändert

Text und Foto: Mechthild Fischer
Stephan Obel

INFO

Schwules Bamberg

Allgemeine Infos findet ihr auf *bamberg.gay-web.de*.
Programm, Mitgliedschaft und Infos zu *Uferlos e.V.* gibt´s auf *uferlos-bamberg.de*. Kontakt: uferlos@bamberg.gay-web.de

Das *Rosa Telefon* ist bei Fragen und Problemen jeder Art sonntags von 19 - 22 Uhr unter 0951/40 68 923 erreichbar.
Der nächste *Planet Pink* findet am 11.12. ab 22 Uhr in der Sky Lounge statt, Eintritt 4 Euro. Auch Nichtschwule sind willkommen!

Stimmungsmacher hinterm Pult

Jede Woche Partys. Wer für die Musik in den Clubs sorgt ist das Zentrum der Party und trotzdem nicht ganz dabei. DJ Sprout ist einer der Bamberger Studi-DJs.

„Scheiße, was ist mit denen", fragt sich DJ Sprout und bereitet den nächsten Song vor. Die Party im Morph Club will nicht so richtig anfangen. Vielleicht können die *Hives* ja was retten. DJ Sprout legt als nächstes deren *Two Timing Touch And Broken Bones* auf.

Im Alltag heißt DJ Sprout Marcus und studiert in Bamberg Deutsch und Erdkunde auf Lehramt. Derzeit bereitet er sich auf seine Prüfungen vor. Aber als DJ arbeitet er trotzdem regelmäßig, inzwischen seit drei Jahren.

Seine DJ-Karriere hat er im Stilbruch begonnen. Bald kamen erste Engagements im Live Club, wo er inzwischen einer von drei Haus-DJs ist. Seinen Künstlernamen Sprout hat er einem Surffilm entliehen. „Außerdem musste ja was gefunden werden, was einigermaßen cool klingt. Und als ich als DJ angefangen habe, war ich ja auch noch eine Sprosse", erklärt Marcus mit einem Lächeln und streift sich seine Haare aus der Stirn.

Mehr als zwei Termine pro Monat will Marcus nicht bestreiten. „Sonst leidet die Uni darunter." Im November stand er zwei Mal im Morph hinter der Anlage. Zusammen mit DJ Max, für den der Abend der zweite professionelle DJ-Auftritt überhaupt war, bestritt er die Soziologenparty.

„Eigentlich lege ich lieber zu zweit auf, weil ich mich gerne mal mit Freunden unterhalte oder an die Bar gehe. Wenn ich allein bin, hab ich zwar Zeit, mir ein Bier zu holen, aber während ein Song läuft, muss ich ja den nächsten aussuchen und vorspulen bis er an der richtigen Stelle anfängt. Manchmal entscheidet man sich auch noch kurzfristig um. Da wird die Zeit schon knapp."

Jede Party fängt gemütlich an. „Ein Abend besteht immer aus drei Phasen. In der ersten Phase kann man sich eingewöhnen und ich genieße eigentlich auch, dass es nicht sofort heißt: „Titten auf den Tisch!" Kurz nach 23 Uhr ist auch noch entsprechend wenig los im Morph und einige Gäste machen es sich auf den Sofas gemütlich.

Zum Feintuning bei der Songauswahl setzt sich Marcus Kopfhörer auf und dreht die CD in einem der zwei CD-Spieler der Anlage hin und her, bis er genau den Moment gefunden hat, zu dem der Song richtig tanzbar ist. „Dafür muss ich einen Song ein-, zweimal gehört haben. Da ich solches Equipment daheim nicht habe, kann ich das nicht üben. Und das am Abend im Club auszuprobieren, kann auch böse in die Hose gehen."

Gegen Mitternacht sind deutlich mehr Leute im Club. „Ich werde jetzt ein paar Gassenhauer spielen, damit die Leute auf die Tanzfläche kommen", kündigt Marcus an. Am Besten sei es, immer zuerst die Mädels auf die Tanzfläche zu bekommen. „Dann ziehen die Jungs nach." Und es klappt. Nach den ersten Tönen von *Are You Gonna Be My Girl* von *Jet* füllt sich die Tanzfläche schnell.

Anzeige

Beim nächsten Song, *Bulletproof* von *La Roux*, fangen noch mehr Besucher an, zu tanzen. Schon hat Marcus mehr zu tun. „Jetzt wird es hektischer. Wenn du jetzt einen Bruch machen würdest und die Leute aufhören zu tanzen, dann musst du immer wieder neu anfangen." Diese zweite Phase des typischen Abends im Club macht Marcus am meisten Spaß.

Die letzte Phase einer Party ist die kürzeste. Sie dauert meistens nur 45 Minuten, meint Marcus. „Dann kann man wirklich nochmal was Gemütliches spielen, um den Abend abzuschließen. Das gehört auch dazu. Wenn vorher eher harter Elektro kommt, dann will man ja als Gast nicht, dass plötzlich die Lichter angehen und man selbst ist noch voller Adrenalin."

Nach der Party ist Marcus zufrieden mit der Nacht. Richtig los ging es gegen halb eins. „Das gute Feedback sind immer die Leute: wenn sie tanzen, die Tatsache, dass Wünsche eher ausbleiben und dass sich die Leute dort versammeln, wo auch die Musik ist."

Die Einstellung, dass der Abend am Besten läuft, wenn die Besucher einfach Spaß haben und tanzen, kam bei ihm mit etwas Erfahrung, gibt Marcus zu. „Am Anfang will man das Publikum immer etwas erziehen, versuchen ihnen Musik vorzustellen, die man selbst für gut hält. Aber das funktioniert oft leider nicht."

Ideen für seine Musikauswahl bezieht Marcus gerne aus Surf- und Snowboardfilmen. Außerdem benutzt er die Musikplattform *last.fm* „Das ist sehr nützlich, weil man eben Vorschläge auf Grundlage der Musik bekommt, die man oft hört." Außerdem besucht er verschiedene Internetseiten, die regelmäßig neue Playlisten zusammenstellen.

Bei der Lehramtsparty, eine Woche später, steht Marcus alleine hinter dem Pult. Wie immer versucht er erstmal Ordnung in seine CDs zu bekommen. Unzählige Rohlinge sind vor ihm ausgebreitet, nur manche mit Zetteln versehen. „Man stößt irgendwann an die Grenze dieser Zettelwirtschaft, und zwar dann wenn man zu unordentlich ist."

Diesmal macht das Publikum es DJ Sprout zu Beginn etwas schwerer. Nur zögerlich bewegen sich einige auf der Tanzfläche. „Was mache ich jetzt? Keine Ahnung." Er entschließt sich für *Shut Up And Let Me Go* von den *Ting Tings*. Nachdem der Song etwa eine Minute läuft wird die Tanzfläche lebendiger und füllt sich schnell. „Den Leuten scheint's zu gefallen", kommentiert Marcus mit einem zufriedenen Grinsen und macht sich daran, den nächsten Song vorzubereiten.

Text: Andreas Böhler
Foto: Stefanie Dietzel

Sauer macht nichtlustig

Seit zehn Jahren zeichnet Joscha Sauer Lemminge, Dinos und Yetis. Bei seinem Besuch in Bamberg erzählt einer der erfolgreichsten deutschen Cartoonisten, wie er arbeitet.

Ottfried: Dein neuer Band *Nichtlustig 5* enthält 150 Cartoons. Wie viele Stunden am Tag zeichnest du?
Joscha Sauer: Ich habe nicht wirklich so etwas wie einen Alltag. Cartoons sind ja auch nicht das Einzige, was ich mache. Ich kümmere mich auch um das Merchandising oder arbeite an einer Trickfilmserie. An einem Tag gibt's nichts anderes, als von morgens bis abends Cartoons zu machen, dann sitze ich auch mal zehn Stunden daran. Und dann gibts auch mal eine Woche, in der ich gar keine zeichne, weil ich einfach nicht dazu komme. Innerhalb von zwei Jahren füllt sich dann halt hoffentlich mal so ein Buch nach und nach.

Wie sieht es mit Zeichenblockaden aus?
Ich habe seit zehn Jahren eine Zeichenblockade, das ist der Job (lacht). Das ist so das Gefühl, wenn man sich hinsetzt und erstmal denkt: Jetzt ist alles raus, das war es. Man muss sich dann dran setzen und manchmal einfach Quatsch machen.

Welcher Quatsch hilft dir denn?
Ganz unterschiedlich. Manchmal hilft es mir, mich ganz diszipliniert hinzusetzen und einfach zu skribbeln, zu zeichnen und einfach alles, was aus dem Kopf grade raus will, auf Papier zu bringen. Das ist dann meistens nicht witzig und macht nicht viel Sinn, aber es hat manchmal Ansätze und dann zeichnet man irgendwas, wodurch man auf eine andere Idee kommt und so weiter. Und manchmal liege ich auch nur auf dem Sofa und starre Löcher in die Luft. Es gibt leider keine Patentlösung dafür.

Wie sieht denn dein Arbeitsplatz aus?
Momentan arbeite ich tatsächlich bei mir im Wohnzimmer. Da habe ich meinen großen Tisch, der sieht zurzeit sehr chaotisch aus. Am Besten arbeite ich aber immer, wenn es sehr aufgeräumt ist. Aber es müllt sich nach und nach immer wieder zu. Eigentlich habe ich zwei Arbeitsplätze. Einen, an dem ich auf Papier zeichne und mit Aquarellfarbe und Pinsel coloriere. Danach geht´s an den Scanner und meinen Computerarbeitsplatz, an dem ich die Cartoons nachbearbeiten kann.

Klingt jetzt nicht so nach dem klischeehaften kreativen Chaos.
Kreatives Chaos ist so ein Euphemismus, den wir Künstler ja ständig abkriegen. Alles ist irgendwie immer kreatives Blablabla. Für mich ist das Quatsch. Ich glaube, dass gerade für kreative Arbeit eine sehr starke Struktur notwendig ist. Die Leute, die ich am meisten bewundere und die meiner Ansicht nach auch am kreativsten sind und am meisten Output haben, sind gleichzeitig auch die ordentlichsten, weil die am meisten ihre Kreativität organisieren und strukturieren können. Deswegen halte ich dieses kreative Chaos auch für einen Mythos.

Wann hast du gemerkt, dass die Leute deine Cartoons gut finden?
Das ging schnell los, ich weiß gar nicht, ob es einen bestimmten Moment gab. Am Anfang habe ich das ja nur als private Arbeitsbeschaffungs-Maßnahme gemacht. Als ich dann gemerkt habe, dass ungefähr 60 Leute am Tag auf meiner Homepage sind, und nur 50 Mal davon ich das war, dachte ich, da müssen zehn Leute irgendwo sein, die nicht ich sind. Als ich dann auch Mails von Leuten bekommen habe, die ich nicht kannte und die meine Sachen mochten, waren das schöne Momente.

Inwiefern hilft dir das bei der Arbeit?
Beim Entwicklen von Ideen, Zeichnen und Umsetzen hilft mir das relativ wenig, weil ich immer gemacht habe, was ich selbst gut finde und auf mein eigenes Bauchgefühl vertraue. Aber gerade diese ganzen Social Networks finde ich toll. Das ist der größte Bonus, den ich habe: viele tolle Fans, die mich unterstützen. Ich weiß ganz genau, wenn ich irgendwelche Projekte habe, bei denen ich auf die Hilfe von Fans angewiesen bin, werden sich ganz viele Leute auch aktiv daran beteiligen.

Auf deiner Webseite ist kein Foto von dir. Wie reagieren die Leute, wenn sie dich auf deinen Signierstunden treffen?
Sie denken oft, ich sei älter und würde viel mehr das Klischee erfüllen, das Leute von einem Comiczeichner in ihren Köpfen haben.

Das da wäre?
Mehr so diese Nerd-Nummer. Schüchterner Typ mit dicker Brille und Karohemd und Bleistift hinterm Ohr, sowas wahrscheinlich. Ich glaube auch, dass sich viele gar keine Gedanken darüber machen und deswegen zwangsläufig erstmal verwundert sind, dass da überhaupt jemand sitzt, der das macht.

Du sitzt ja immer sehr lange bei Signierstunden, damit jeder eine Zeichnung bekommt. Wie sieht dein Feierabend aus?
Ich will nur die Basics: Essen, Bett, toll.

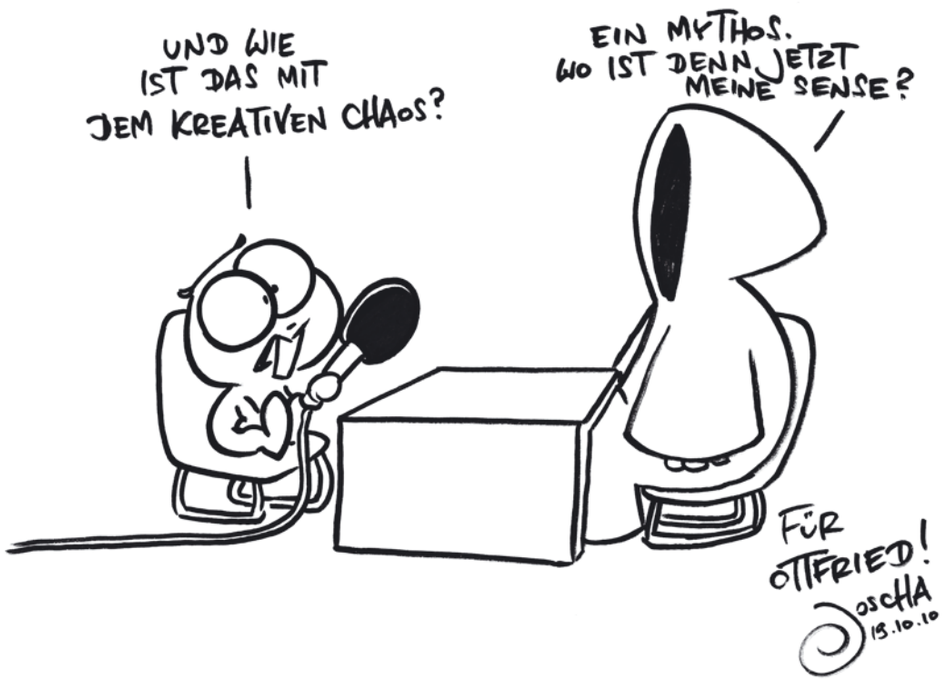
Man wird halt auch älter (grinst).
Ein bisschen.

Interview: Rebecca Wiltsch
Foto: Mario Nebl

INFO

Joscha Sauer

Joscha Sauer, geboren 1978, lebt und arbeitet in Frankfurt. Seit zehn Jahren zeichnet er Cartoons für seine Webseite *www.nichtlustig.de*, die auch als Buchserie veröffentlicht wurden. Auch eine Trickfilmserie ist in Arbeit. Bereits zum zweiten Mal besuchte er im Rahmen seiner Signiertour die Domstadt.



Alle Vöglein sind schon da

Alle kennen den Bamberger Reiter, die meisten wissen von der Neuen Residenz, aber die wenigsten haben vom Vogelsaal je gehört. Dabei ist er ein geradezu verkanntes Juwel.

Nicht viele Bamberger Studierende verlaufen sich ins Naturkunde-Museum in der Fleischstraße 2, obwohl es sogar mit der U2 im ehemaligen Jesuitenkolleg ein Dach teilt. Und deshalb entgeht den meisten leider auch der klassizistische Bamberger Vogelsaal, der als Naturalienkabinett 1791 von dem regierenden Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal angelegt und bis 1810 von Pater Dionysius Linder fertig gestellt wurde.

Beim Betreten des Saals beschleicht einen das Gefühl, dass nicht nur der Verfall der zahlreich ausgestellten Vögel, sondern die Zeit selbst stehen geblieben ist – zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In den Vitrinen tummeln sich ausgestopfte Vögel aus der ganzen Welt.

Auch in der Mitte des Saals erstreckt sich eine ewig lange Vitrine, voll gestellt bis oben hin – darauf Greifvögel, Schwäne und ein Albertross mit ausgebreiteten Flügeln. Im gesamten Vogelsaal finden über 2500 Exponate Platz. Die Decken messen etwa acht Meter, auf halber Höhe säumt ein Galeriekranz den Saal und bietet Platz für weitere Vitrinen – und noch mehr Vitrinen. Unter den Exponaten ist im Grunde alles, was die Natur zu bieten hat.

Unter Klima gelitten Das Spektrum reicht von Muscheln, so groß wie Waschbecken, über Minerale wie Zinnoberrot bis hin zu den spiralförmig gedrehten Stoßzähnen des Narwals. In anderen Vitrinen der Panzer einer Meerspinne, die schon im toten Zustand Gänsehaut verursacht; daneben Skorpione, Frösche und Schlangen in Gläsern mit konservierender Alkohollösung, da man diese Tiere früher nur schwer ausstopfen konnte. Auch ein seltenes Pomologisches Kabinett mit rund 200 naturgetreuen Modellen von heute größtenteils verschollenen Obstsorten reiht sich ein. Sie wurden zwischen 1795 und 1813 in Weimar hergestellt und stückweise an Abonnenten vertrieben. Und auch wenn es scheint als habe sich nichts verändert, riecht man doch an der frischen Farbe, dass die Restaurierung des Vogelsaals noch nicht allzu lange her sein kann.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war im heutigen Vogelsaal das gesamte Naturalienkabinett untergebracht. Da sich die Sammlung ständig vergrößerte, wurde das Kabinett später in weitere Räume verlagert. Im großen Saal konzentrierte sich die Vogelsammlung, die dem Saal seinen Namen gab. „Auch heute liegt der Schwerpunkt auf der Präsentation von Vogelpräparaten, aber um den Gedanken an ein Naturalienkabinett zumindest wieder durchblitzen zu lassen, haben wir in der oberen Etage eine Abteilung mit Mineralien, Gesteinen, botanischen Exponaten und Fossilien auf dem Galeriekranz eingerichtet. Auch die berühmten Würzburger Lügensteine sind in den Vogelsaal zurückgekehrt“, sagt Dr. Matthias Mäuser, Leiter des Bamberger Naturkundemuseums. „Ein Naturalienkabinett in diesem Stil und in dieser Güte und Originalität findet man nirgends mehr“, versichert Mäuser.

Doch in den letzten Jahrzehnten habe der historische Saal zunehmend unter dem veränderten Raumklima gelitten. Durch trockene Heizungsluft wurde das Holz rissig und ganze Farbschichten platzten ab. Als man sich gegen vereinzelte Ausbesserungen und für eine komplette Instandsetzung des Vogelsaals entschied, beschloss man zudem, sich dem originalen Zustand anzunähern, den der Saal zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte. Restauratoren ermittelten die exakte Farbgebung. Seit der Instandsetzung erstrahlt der Vogelsaal nun wieder in seinem ursprünglichen Kremserweiß und die Vitrinenrücklagen in bergblau. Als Pigment für das Bergblau wurde damals das fein gemahlene Mineral Azurit verwendet. Heute bevorzugt man künstliches Azurit, da es das gleiche Ergebnis liefert, jedoch wesentlich preiswerter ist. „Das ist eine wunderschöne und lebhafte Farbe, weil sie nicht satt und deckend alles versiegelt. Sie ist aber schwierig zu verarbeiten, und muss mutig in einem Zug gestrichen werden, weil man sonst die Ansätze sieht. Das können nicht viele Leute und schon gar nicht auf diesen großen Flächen“, beschreibt Mäuser die Prozedur.

Der Ausstellungssaal wirkt zwar nach modernen Vorstellungen überfrachtet, doch der Vogelsaal als Museum im Museum ist auch nicht nur hinsichtlich der Exponate sehenswert, sondern vor allem wegen der Zeitreise in ins vorletzte Jahrhundert.

Text: Katharina Müller-Güldemeister
Fotos: Stephan Obel

INFO

Vogelsaal

Öffnungszeiten (außer montags):
April bis September: 9 bis 17 Uhr
Oktober bis März: 10 bis 16 Uhr
Eintritt: 2 Euro, ermäßigt: 1,50 Euro

Seitenwechsel

Der Germanistikstudentin Christina Dehler war Lesen allein auf Dauer zu eintönig. Um auch die Rolle des Schreibers kennenzulernen, schreibt sie zusammen mit dem Autor Rolf-Bernhard Essig eine Geschichte.

Wir schreiben jeden Tag: Einkaufszettel, E-Mails, Notizen in der Vorlesung und zwischendrin ein kurzes „Bock auf Mensa um 12“ per SMS. Schnell und lieblos eingetippte Wörter, denen oftmals nicht einmal ein Satzzeichen folgt. Es geht um Kommunikation und die Sache an sich, klar. Doch wie oft setzen wir uns eigentlich bewusst mit dem Schreiben auseinander? „Die Schreiberperspektive war für mich nicht wirklich vorhanden“, stellt die 24-jährige Christina Dehler fest. Selbst in der Literaturwissenschaft finde man sich nur in der Rolle des Lesers und Kritikers wieder. Umso erfreuter war die Germanistikstudentin, als sie die Möglichkeit bekam, an einem literarischen Projekt mitzuwirken. Gemeinsam mit dem Bamberger Schriftsteller und Literaturkritiker Rolf-Bernhard Essig verfasst sie einen fiktiven, dialogischen Text, der im Frühjahr in einer Anthologie mit dem Titel *Zeichen und Wunder* veröffentlicht wird. Ähnlich wie die übrigen sechs Studierenden, die an dem Buch mitarbeiten, hat sie im Vorfeld einen Schreibzirkel, beziehungsweise ein Tutorium für Kreatives Schreiben bei Initiator Martin Beyer besucht. „Er hat ein Bewusstsein dafür geschaffen, aufmerksam zu sein, was man schreibt und wie man formuliert, das fand ich sehr spannend. So etwas in der Richtung wollte ich dann auch weiter machen“, erzählt die Studentin rückblickend.

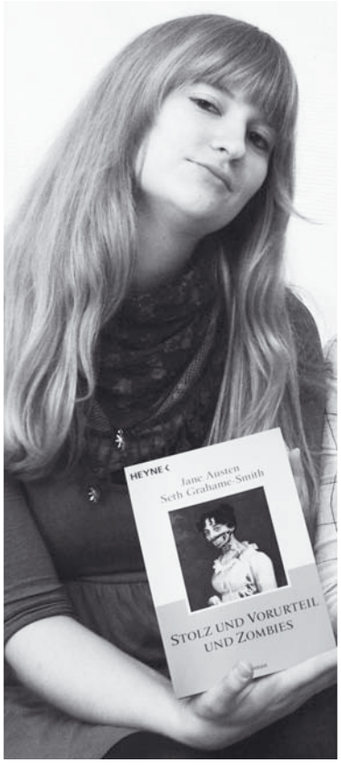
Für Martin Beyer, selbst Schriftsteller und Dozent an der Uni Bamberg, ist das Engagement der Studierenden keine Selbstverständlichkeit. „Man merkt, dass das Studentenleben druckvoller geworden ist. Wenn es Probleme gibt, geht es meistens um die Zeitfrage“. Um sie beim Schreiben professionell zu unterstützen, hat er ihnen Bamberger Autoren und Stipendiaten der Villa Concordia zur Seite gestellt, die als Tandempartner gemeinsam mit den Studierenden an jeweils einem Text arbeiten. Beyer ist begeistert von der positiven Resonanz auf beiden Seiten: „Ich hätte nicht gedacht, dass der Vorschlag so toll aufgenommen wird. Immerhin ist es mit viel Arbeit verbunden, es geht dabei sehr viel um Idealismus, nicht um Geld.“

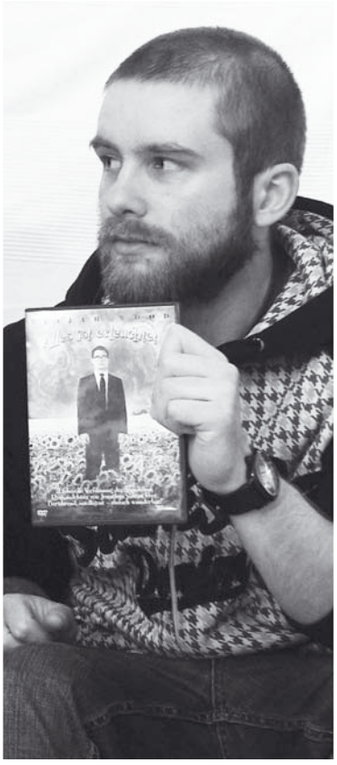
Wie die Zusammenarbeit zwischen Autor und Studierenden konkret abläuft, können die Tandems selbst entscheiden. Während sich die einen primär als Mentor verstehen und ihrem Schützling vor allem Kritik und Tipps geben, verfassen manche Schreibpartner, wie Christina Dehler und Rolf-Bernhard Essig, ihren Text gemeinsam. Dass die beiden einander zugewiesen wurden, ohne sich vorher kennen gelernt zu haben, stört dabei wenig: „Wie bei arrangierten Ehen ist das keine schlechte Grundlage“, erklärt Essig mit einem Schmunzeln. „Man ist auf diese Weise sehr neugierig und vorsichtig und hat nicht den Eindruck, dass jetzt alles toll werden muss, weil man sich so mag.“ Die ersten Ideen für ihre Geschichte entstanden bereits in einem langen Gespräch beim ersten Aufeinandertreffen. Es folgten zahlreiche E-Mails, Brainstormings und schließlich weitere Treffen, bei denen sie gemeinsam vor dem Computer saßen und überlegten, was geschrieben werden soll. „Es ist eine sehr schöne Art zu schreiben, die nicht häufig funktioniert“, kommentiert Essig. Zwischen den beiden klappt es auf jeden Fall: Mit einem Wechselspiel aus Überlegungen im Vorfeld, spontanen Einfällen, aber auch Phasen des Wartens, hat sich eine effektive Arbeitsweise herauskristallisiert, die für die beiden bisher zu einem sehr zufriedenstellenden Ergebnis geführt hat. Hemmungen, einem erfahrenen Schriftsteller die selbst verfassten Worte vorzulegen, hatte Christina von Beginn an keine: „Ich hab ihm gleich gesagt, dass ich noch nie bewusst so einen Text geschrieben habe, dann war das auch in Ordnung so.“

Noch bis Ende Januar haben sie Zeit, ihre Geschichte weiter zu erzählen und an den Formulierungen zu feilen. Und dann? „Es ist nicht mein Ziel, Schriftstellerin zu werden“, stellt Christina klar. „Aber ausschließen will ich das jetzt auch nicht!“, fügt sie lächelnd hinzu. Ob Autor oder nicht, wer gute Texte schreiben will, braucht laut Rolf-Bernhard Essig vor allem eines: viel Übung, am besten täglich. „Das können auch E-Mails oder das Tagebuch sein. Mit der Zeit tut man sich dann auch mit den Texten leichter, die man nicht so gerne schreiben mag.“ So gesehen ist auch eine lieblose SMS besser als nichts.

Text: Katharina Lampe
Rebecca Wiltsch
Foto: Stephan Obel

Kulturelle Köstlichkeiten





Rebecca liest... Wer liest gerne Jane Austen? Frauen. Warum? Wegen des emotional aufwühlenden und einschläfernden Plots: Mann und Frau verlieben sich, können aber erst dann zusammen sein, wenn diverse Probleme gemeinsam durchgestanden wurden. Seufz. Origineller zeigt sich Seth Grahame-Smiths Version von *Stolz und Vorurteil*. Darin vereinen sich tiefe Gefühle mit heftiger Zombie-Action, leidenschaftlich wird nicht nur geschmachtet, sondern auch gekämpft! Und das alles im eingestaubten Ton des frühen 19. Jahrhunderts. Zum Totlachen! *Austen, Jane und Grahame-Smith, Seth: Stolz und Vorurteil und Zombies.*

Bianka hört... Auf den Playlists deutscher Bloggergrößen hat *Deine Jugend* schon längst einen festen Platz. Nach der ersten Single *Deine Maske*, liefert das Mannheimer Trio um Frontfrau Laura Carbone nun das Album *Wir sind Deine Jugend*. Die 14 Tracks sind eine Mischung aus ohrwurmverdächtigem Pop, tanzbarem Elektro und Beats der 80er. Sie begleiten einen durch eine steile Partynacht (*Mama geht jetzt steil*) und helfen auch beim Überwinden des Katers am nächsten Morgen (*Home Alone*). Außerdem hat *Papa mach mal Platz da, Mama geht jetzt steil*, das Potenzial zum neuen *Wir brauchen Platz zum Dancen*.

Marian schaut... In *Alles ist erleutet* sucht Elijah Wood als neurotischer Sammler Jonathan Safran Foer in der Ukraine nach einer Frau, die seinen Großvater 1942 vor den Nazis gerettet hat. Eugene Hütz, exzentrischer Sänger der New Yorker Gypsypunk-Band *Gogol Bordello*, brilliert als verträumter Reiseführer, dessen trockener Humor vor allem im Originalton mit schönen Wortverdrehern zur Geltung kommt. Großartige Bilder einer eigentlich tristen Landschaft, ein augenzwinkernder Blick auf die heutige Ukraine und eine verwobene Story runden das Erlebnis ab. Absolut sehenswert!

Foto: Stephan Obel

Anzeige

Psychologie Heute Studentenabo

fast 20% günstiger

+ Toller Thermosbecher als Begrüßungsgeschenk
+ 12 Hefte jährlich
+ Jeden Monat 3 Archivartikel kostenlos
+ Nur € 57,– (statt € 70,80)

Jetzt abonnieren und Geschenk sichern!

Thermosbecher »Shake-It«
Hält warm und dicht!
0,3l Becher aus Edelstahl mit einzigartigem Push-Knopf zum sicheren Verschließen.

PSYCHOLOGIE HEUTE
Was uns bewegt.

Beltz Medien-Service
medienservice@beltz.de
Telefon 06201/6007-330
Fax 06201/6007-9331

www.psychologie-heute.de

Der Ghostscheißer geht um

Wohnheimsgeist, Ghostscheißer, Heimscheißer, Darkwing Kack – die unbekannte Person hat viele Namen. Doch wer steckt hinter den zum Himmel stinkenden Attacken auf Wohnheime?

Die Leitung des Studentenwerks Würzburg und der Hausmeister tappen im Dunkeln – was in diesen Tagen gefährlich werden könnte. Denn ein Gespenst geht um im Wohnheim und stellt die Regeln des Zusammenlebens auf eine harte Probe: Seine Hinterlassenschaften liegen in Fluren, auf der Tischtennisplatte im Gewölbekeller, vor Zimmertüren, auf dem Brillendeckel der Damentoilette oder sind an Türrahmen geschmiert. In regelmäßigen Abständen von etwa drei bis vier Wochen verübt das Phantom seit März Anschläge auf die Wohnheime Judenstraße/Balthasargässchen. Und die Bewohner müssen ganz genau aufpassen, wo sie hintreten.

Der Geschäftsführer des Studentenwerks, Michael Ullrich, steht vor einem Rätsel. Aufgrund eines Mangels an Indizien kann auch der Psychologe des Studentenwerks kein Täterprofil erstellen. Seiner Meinung nach handelt es sich allerdings nicht um eine kriminelle Person, von der Gefahr ausgeht. Aus diesem Grund hält Ullrich in der momentanen Situation einen DNA-Test, das Einschalten der Polizei oder eine Videoüberwachung für übertrieben, denn schließlich verstößt der Ghostscheißer gegen keine Gesetze – außer gegen die des guten Geschmacks.

Ullrich befürwortet vielmehr eine Sensibilisierung der Bewohner, die vom Studentenwerk und dem Wohnheimstutor mehrfach dazu aufgefordert wurden, niemand Unbekanntes ins Wohnheim zu lassen. Man hoffe, dass es keine Fälle von Trittbrettscheißern gebe und dass der Täter bald auf frischer Tat ertappt werde, was keine strafrechtlichen Konsequenzen nach sich ziehen würde. Dem Täter würde er in intensiven Gesprächen eine Psychotherapie ans Herz legen, so Ullrich.

Doch woher kommt die Motivation für die Anschläge? Rache an den anderen Bewohnern? Oder ist es doch ein Verrückter, wie das Studentenwerk vermutet? Die Psychologie kennt solche Zwangsstörungen vor allem bei Menschen, die in ihrer analen Phase, also zwischen dem zweiten und vierten Lebensjahr, unter zu strengen elterlichen Sauberkeitsvorschriften zu leiden hatten. Über die Zwänge der Eltern könne sich der Täter jetzt im Erwachsenenalter endlich hinwegsetzen – indem er beispielsweise Wohnheime heimsucht. Der Betroffene habe keine Freude an der Handlung, vielmehr müsse er einem Zwang nachgeben, um innere Spannungen abzubauen, die sich ansonsten bis zur Unerträglichkeit steigern würden. Vor allem männliche, allein lebende Personen unter 30 kommen für solche Krankheiten in Frage – eine Beschreibung, die aber auf etwa die Hälfte aller Wohnheimsbewohner zutrifft.

Für jeden seiner Anschläge wählte der Ghostscheißer ein besonders exponiertes Ziel: den viel genutzten Waschkeller, die jederzeit zugängliche Damentoilette, Flure, die von der Straße aus einsehbar sind – alles Stellen mit erhöhtem Risiko, erwischt zu werden. Doch seine Attentate scheinen so gut geplant zu sein, dass er außer seiner übelriechenden Haufen noch nie Spuren hinterließ, nicht einmal Klopapier.

Im Wohnheim haben Hausmeister Ludwig Kobel und Tutor Christoph Ellßel mit der Schadensregulierung zu kämpfen. Da sich verständlicherweise keiner dazu bereiterklärt, die Haufen zu beseitigen, übernimmt das die Putzfrau. Um die Suchbereitschaft nach Darkwing Kack („Zwo – Eins – Riesenkot!“) unter den Wohnheimsbewohnern zu steigern, hat Christoph Ellßel bereits Aushänge angefertigt, die dem (auch anonymen) Überbringer von hilfreichen Beobachtungen eine Belohnung verspricht. Sachdienliche Hinweise, die zur Ergreifung des Täters führen, nehmen das Studentenwerk sowie natürlich OTTFRIED entgegen.

In der Hoffnung, dass wir in diesen Tagen nur auf den vereisten Straßen Bambergs ausrutschen werden.

Text: Stefan Pförtsch
Lisa von Stern
Fotos: stephan Obel

GEWINNSPIEL

Phantombilder

Wie stellt ihr euch den Ghostscheißer vor? Schickt uns eure Phantombilder an ottfried@ottfried.de oder per Post (Adresse im Impressum). Die besten Bilder werden auf Ottfried.de veröffentlicht. Der Gewinner bekommt von uns drei Packungen Toilettenpapier (das Gute mit vier Lagen).

OTTFRIED.DE

Anzeige

Neueste wissenschaftliche Erkenntnisse erlauben es Kriminologen, anhand der menschlichen Ausscheidungen Rückschlüsse auf Charakter und Herkunft des Scheißers zu schließen. Im Falle des berüchtigten Ghostscheißers, dessen Herkunft vermutlich in Pforzheim, Strullendorf oder Schweinfurt liegt, hofft die Polizei nun auf eure Mithilfe. Bitte examiniert eure „Charakterproben", um rauszufinden, ob ihr selbst verdächtig seid, ghostzuscheißen.

Dieses Meisterwerk stammt von einem Doktor der Kotologie. Mit viel Liebe und sorgfältiger Ernährung wurde die besonders zarte und zugleich stramme Konsistenz sowie die glänzende und ebenmäßige Oberfläche des Druckerzeugnisses erreicht. Die sanfte, helle Farbgebung zeugt von politisch eher linker Einstellung. Nichtsdestotrotz bröckeln Kot wie Fassade des politischen Gutmenschen: Die Seele, so offenbart es sich im Kot, ist gespalten. In seinem Arbeitsalltag wird der Exkrementär immerfort von einem harten Stuhl gepeinigt, weshalb er Flucht in die Welt des Kotes sucht.

Lerne den Kot zu lesen

Dieser formschöne Fladen mit ein paar von der Norm abweichenden Spritzern (In der Fachterminologie auch Vorausscheidungen genannt) zeugt von einem unsteten Charakter voll mentaler Seichtigkeit und unregelmäßiger, bisweilen ungesunder Nahrungsaufnahme. Obwohl ein Freund von chinesischem Nasi-Goreng und baltischem Gammelfleisch, weiß unser unbekannter Freund des langen Sitzfleisches nicht mit seinem Produkt hauszuhalten. Wenn ihn die Notdurft überkommt, scheut er nicht einmal vor universitären Sanitäranlagen zurück. Sein ganzes Streben zielt darauf, eines Tages festeren Kot zu produzieren. Dass der Verzehr von Bananen hierbei hilfreich wäre, hat sich ihm bislang noch nicht erschlossen.

Die cremige Konsistenz und gänzlich dunkle Farbgebung lassen auf eine lange unterdrückte anale Phase schließen, die sich im Endstadium befindet. Wenn auch du Produzent ähnlicher Kots bist, hüte dich vor dir selbst und warne deine Nachbarn!

Texte: Andreas Böhler
Mechthild Fischer
Christine Schmäl
Fotos: Stephan Obel

Anzeige

ADVENT, ADVENT...
DIE HALLE BRENNT!

brose baskets

JEDEN MITTWOCH SONDERVERKAUF, 11:30-13:30 UHR, INNENSTADT-MENSA & FEKI - STEHPLATZTICKETS NUR 5 EURO!

05.12.10 17.00 Uhr Stechert Arena
BB vs. PHOENIX HAGEN

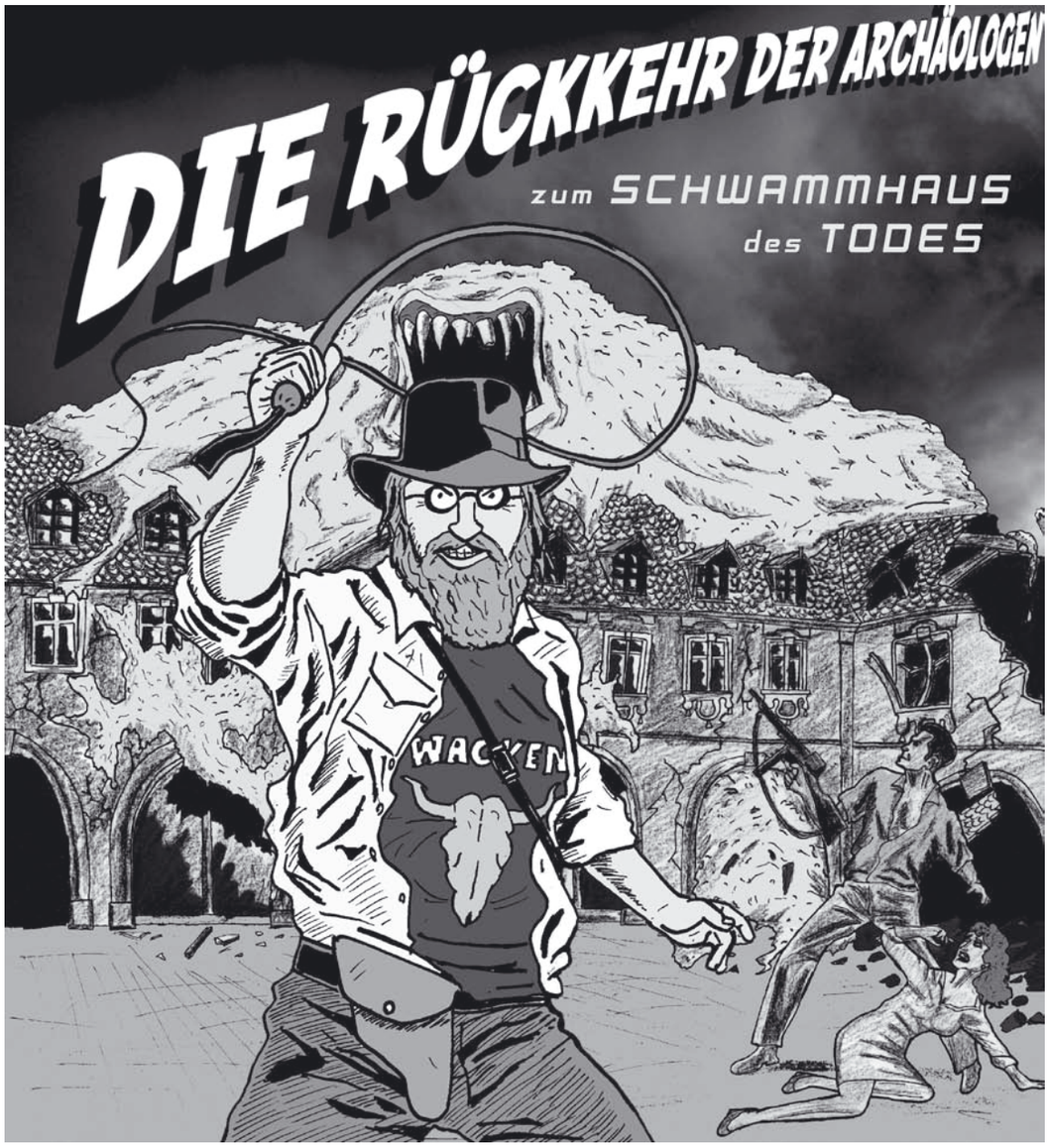
15.12.10 21.00 Uhr Stechert Arena
BB vs. REAL MADRID

18.12.10 20.00 Uhr Stechert Arena
BB vs. ALBA BERLIN

27.12.10 18.00 Uhr Stechert Arena
BB vs. EWE BASKETS OLDENBURG

brosebaskets.de

Franken 1st Ein Team von



Eigentlich hätte der Echte Hausschwamm es schon niederstrecken sollen: Doch das Haus Am Kranen 14 steht unbeirrbar und irritierend stabil.

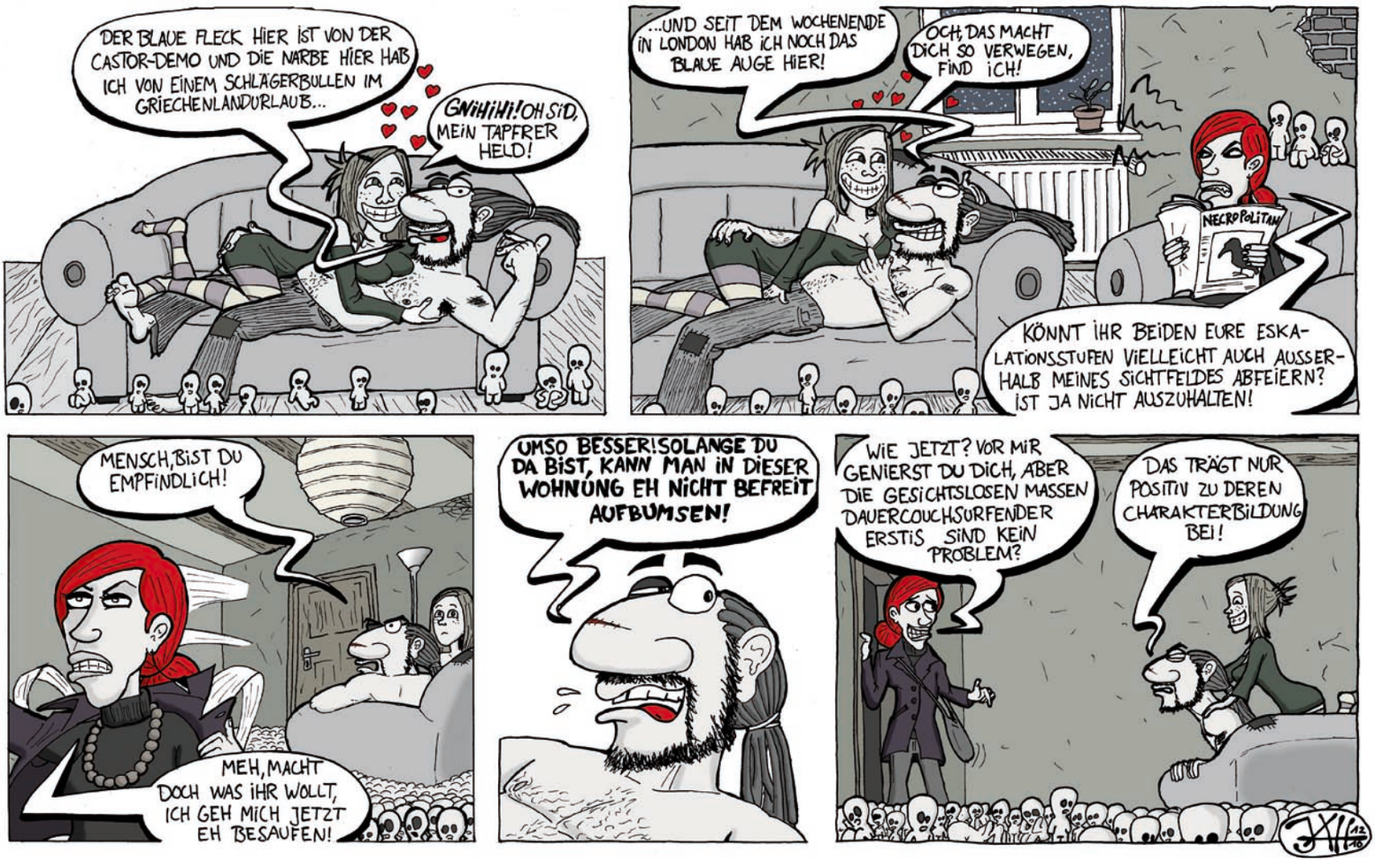
Faustgroße Putzbrocken bröckelten von den Wänden, ein Teil der Decke im ersten Stock kam herunter, die Vorderfront neigte sich resignierend nach außen. Bald darauf die erschreckende Gewissheit: Der Universitätsbau Am Kranen 14 war Opfer des dachstuhlfressenden Hausschwamms geworden. Einsturzgefahr akut, Statik aufgefressen! Fluchtartig wurde das Gebäude im Juni 2009 evakuiert und weiträumig eingezäunt. Jeden Moment, so die bange Sorge, könne der 500 Jahre alte Bau auf einen Schlag in sich zusammenstürzen und das Weltkulturerbe mit einer smogartige Wolke aus Staub und Sporen bedecken. Dass man es dabei mit dem Pilz des Jahres 2004 und somit mit einem prominenten wie preisgekrönten Edel-Schädling zu tun hatte, war da für viele nur ein schwacher Trost angesichts des erwarteten Super-GAU.

Doch dann geschah das Unerwartete: Nichts. Und 17 Monate später? Immer noch nichts. Das Haus Am Kranen 14 steht unbeirrbar und irritierend stabil wie der viel zu oft zitierte Fels in der Brandung. Auch gegen den Hausschwamm selbst wurde bislang noch nichts unternommen. Er darf es sich weiter gemütlich machen im Dachgebälk und den Schimmelpilzen, mit denen ihn eine rein symbiotische Freundschaft verbindet, ein väterlicher Nährboden sein. Ein Abriss und Neubau des Rückgebäudes ist zwar irgendwie geplant, zur Finanzierung hört man aus München ein entschiedenes Jein zum Vielleicht, aber das liebe Geld lässt nun mal gern auf sich warten. Und außerdem bekam die Feki ja erst unlängst eine neue Mensa. Und, wer weiß: Vielleicht erübrigt sich ja zumindest der Abriss doch noch von selbst?

Soweit wie gehabt, doch jetzt nimmt die Story eine überraschende Wendung: Dass ausgerechnet Restaurationswissenschaftler und Bauforscher aus ihrem eigenem Gebäude evakuiert werden müssen, da dessen Statik mit der eines Kartenhauses konkurriert, ist dem offensichtlich humorvollen Pilz nicht genug. Er scheint es mit eigenartigem Weitblick bei der Wohnungswahl sogar gut gemeint zu haben! Denn die Archäologen, die der Pilz kurzzeitig ebenfalls heimatlos machte und die nun vom Café Fisherman beherbergt zu werden scheinen, dürfen gespannt sein: Die im März 2011 beginnenden Bauarbeiten im Keller des befallenen Hauses nämlich ermöglichen es ihnen, die Semesterferien über in den Grundfesten des Schwammhauses Grabungen durchzuführen. Und zufälligerweise steht Am Kranen 14 auf einer alten staufischen Stadtmauer des 13. Jahrhunderts! Zufälligerweise? Oder weiß der Schwamm etwa von archäologischen Sensationen, die dort unten auf ihre Entdeckung warten? Wir von der OTTFRIED-Redaktion jedenfalls drücken unseren tapferen Archäologen, die sich so mutig so tief hinein in das ehemals so akut einsturzgefährdete Unigebäude begeben werden, beide Daumen. Die paar Grabungswerkzeuge, die das Gebäude allerhöchstens in wohltuende Vibrationen versetzen werden, wird die Statik dann wohl auch noch aushalten können. Und wenn nächstes Jahr der Bamberger Schwammhausfunde wegen tatsächlich die Geschichtsbücher umgeschrieben werden müssen, wenn Hollywood Harrison Ford aus dem Altenheim zerrt, um das Ganze zu verfilmen und die ganze Welt mal wieder neidisch auf unser Weltkulturerbe blickt, ja dann verdanken unsere Bamberger Archäologen ihren weltweiten Ruhm dem Hausschwamm, pardon!, dem Echten Hausschwamm, der so Vielen einst das Obdach nahm. Und dann wäre der geschichtskundige Schädling sogar verdient: Pilz des Jahres.

Text: Stefan Pförtsch
Illustration: Johannes Hartmann

OttComic: Charakterbildung



Anzeige

Orlando
SPAGHETTERIA
ABENDMAHL
3,– €
Teller Spaghetti
mit Tagessauce von
18.00 – 19.00 Uhr
Austraße | Bamberg | Tel.:0951/2 08 26 34 | www. orlando-bamberg.de

Anzeige

MONTAGS IM LIVE-CLUB
LIVE-MUSIK 21–23 UHR
AB 23 UHR SCHWOF
EINLASS 20 UHR · EINTRITT AB 22 UHR
Schwof
AB 22 UHR ALLE GETRÄNKE 1/2 PREIS
Live CLUB
WWW.LIVE-CLUB.DE

Komödie

MEIN FREUND HARVEY

// Mary Chase

Was passiert wohl, wenn man zu einer Party seinen besten Freund mitbringt, und dieser Freund ist zufällig ein Puka – ein zauberfähiger Kobold in Gestalt eines großen, weißen, unsichtbaren Hasen – namens Harvey? Man stiftet reichlich Verwirrung, und am Ende landet wahrscheinlich mindestens einer in der Klapsmühle. Wie kommt man da bloß wieder raus? Und was sagt eigentlich Harvey dazu?

PREMIERE 5. Februar 2011 | 19:30 | Großes Haus

eta
hoffmann
theater
bamberg

Schauspiel

DIE GRÖNHOLM-METHODE

// Jordi Galceran

Einer dieser Jobs, für die man alles tun würde, vier hochqualifizierte Bewerber und ein gemeinsames Bewerbungsgespräch. Eine überraschende Wendung jagt die nächste. Heiligt der Zweck wirklich jedes Mittel?

PREMIERE 29. Januar 2011 | 20:00 | Studio

Theaterkasse: E.T.A.-Hoffmann-Theater, E.T.A.-Hoffmann-Platz 1, 96047 Bamberg
Di-Sa 10-13 Uhr, Mi 16-18 Uhr | kasse.theater@stadt.bamberg.de
Tel: (0951) 87 30 30, Fax 87 30 39 | Di-Fr 9-13 Uhr

www.theater.bamberg.de